# Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend.

## Ein Briefwechsel.

### Erstes Stück.

Ac diu non nisi optimus quisque, & qui credentem sibi minime fallat, legendus est, sed diligenter, ac pene ad scribendi sollicitudinem.! QVINTIL. Lib. 10. Cap. I.

Frankfurt und Leipzig,
1771.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

23 BS. ...

# Vorrede.

Es ist eine so abgenutzte Erfindung, dem Publiko etwas unter der Einkleidung von Briefen vorzutragen, daß man sich derselben gewiß nicht würde bedienet haben, wenn es nicht mit den gegen-

wärtigen eine andere Bewandniß hätte. Der Herausgeber kan versichern, daß sie nichts weniger, als erdichtete Briefe sind. Zweene gute Freunde, davon der eine etwas älter als der andere war, hatten das Glück eines sehr süßen und genauen Umganges mit einander eine geraume Zeit hindurch genossen, als sie sich von einander trennen mußten, doch so, daß sie des Vergnügens eines Briefwechsels in ihrer Trennung nicht beraubt wurden. Es enthielten ihre Briefe Freundschaftsversicherungen, häusliche Angelegenheiten und Urtheile über allerhand Gegenstände; da

aber doch die schöne Litteratur das Hauptband ihrer Freundschaft ausmachte; so war wol nichts natürlicher, als daß diese auch der Hauptvorwurf ihres Briefwechsels war. Der Zufall vereinigte vor kurzer Zeit diese Freunde wieder, und da war das, was bisher die Materie ihres Briefwechsels abgegeben hatte, nunmehro der Stoff ihrer Unterredungen. Sie durchlasen beyde ihre Briefe zusammen, und urtheilten und stritten über ihren Inhalt, wie Leute, die die Wissenschaften lieben, zu thun pflegen. Bey dieser Durchlesung ihrer hingeworfenen Gedanken kon-

ten sie sich nicht bergen, daß vieles von dem, was sie da gesagt, im strengsten Verstande wahr sey, daß es auch einem großen Theil des Publici noch neu wäre, und daß es endlich nicht unnütz seyn könnte, wenn es gesagt würde. Sie überlegten alles so reiflich, als sie konnten: Pudet enim dissentire, sagt Quintilian, Lib. 10. Cap. 1. & velut tacita quadam verecundia inhibemur plus nobis credere, cum interim & vitiosa pluribus placeant, & a corrogatis laudentur etiam, quae non placent. Sie trugen ihre Meinungen einigen Bekandten vor, davon ihnen

ver=

verschiedene alsbald Beyfall gaben; andere waren anfangs oft Himmelweit entgegen, allein beym Disputiren gelang es gemeiniglich, daß man dieselben überführte. Nachdem sie sich also von der Wahrheit ihrer Sätze soviel als möglich überzeugt hatten, so war der Entschluß, sie bekant zu machen, eine natürliche Folge davon. Dies bewog sie, aus ihren Briefen alles, was ihre Privatumstände betraf, auszumerzen, das übrige, die Litteratur betreffende, ein wenig aufzustutzen, dasjenige, was in ihrer Correspondenz für den Leser dunkel gewesen wäre, durch einige Zu-

sätze hie und da etwas weiter auszuführen, und sie so dem Drucke zu übergeben. Sowol die Kürze des Zeitraums von diesem Entschluß bis zu seiner Ausführung, als auch die Menge zerstreuender Geschäfte, denen die Verfasser beyderseits unterworfen sind, und ein Zusammenfluß von andern Umständen, verhinderten, daß an diese Arbeit Zeit und Mühe genug gewandt werden konnte, um sie solchen Leuten empfehlungswürdig zu machen, die da glauben, daß nichts gut und nützlich seyn kan, welches nicht bis auf die geringsten Theile vollkommen

ausgearbeitet ist. Der Herausgeber dieser Schrift hält sich auch daher für verpflichtet, dem Leser zu versichern, daß der eine von diesen Freunden würklich seit geraumer Zeit der schönen Litteratur untreu gewesen, und von dem andern unwillkührlicher Weise in ein für ihn fremdes Fach gezogen worden ist; dieser andre aber zu viel Bescheidenheit besitzt, als daß er ohne die heiligste Versicherung der Geheimhaltung seines Namens zur Herausgabe dieser vertrauten Briefe eingewilligt haben würde.

Es scheint in den Augen der Ver-

nünftigen allemal lächerlich, wenn man viel von seinem Buche sagt, um das Publikum in Ansehung des Urtheils, das es über ein Werk fällen wird, gleichsam zurecht zu weisen. Man ist auch weit davon entfernt, hier so etwas thun zu wollen; nur mag es erlaubt seyn zu bevorworten, daß man billig gegenwärtige Briefe als wahrhafte Briefe ansehen soll, und daß, wenn man hie und da auf Nachlässigkeiten stoßen sollte, man es nicht dem Eigendünkel der Correspondenten, (die da etwa glaubten, auch ihre unreifsten Gedanken seyn des Drucks werth) sondern

der Unmöglichkeit, das Werk auszufeilen, zuschreiben muß. Auch haben beyde befürchtet, wenn sie große Veränderungen darin machten, so würde das Natürliche des Briefstyls wegfallen, und aus Briefen, deren Vorlesung oft ihre Freunde ergötzte, möchten steife Episteln werden. Sie hielten es also fürs beste, alles zu lassen, wie es war. Uebrigens sind sie sich selbst das Zeugniß schuldig, daß, ob sie gleich beyde unbekant sind, und ihre Namen nicht den ausgebreiteten Ruf eines Gleims, Jacobi und Spaldings haben, ihre Correspondenz wenigstens gemeinnützigere und wichtigere Gegenstände enthält, als dieser Männer ihre. Ob sie

über

über diese Gegenstände richtig gedacht haben, ist eine Sache, davon das Urtheil dem Publiko zukomt.

Ueber eine Sache finden sie dennoch nöthig, sich zu entschuldigen. Es ist ein Unglück, ein schlechtes Buch geschrieben zu haben; doch kan man dabey ein grundehrlicher Mann seyn, und da das Urtheil hierüber einzig und allein dem Publiko zukomt, so ist es lächerlich, einem bösen Urtheil durch allerhand Künste vorbeugen zu wollen. Anders aber verhält sichs mit demjenigen, was in einem Werke als ein Fehler im moralischen Charakter ausgelegt werden kan. Diesem muß man durch Vorstellung sei-

ner wahren Gesinnungen zuvor zu kommen suchen, wenn man nemlich eine solche Censur nicht zu verdienen glaubt. Diese Freunde besorgen also mit Recht, man könne sie einer Arroganz beschuldigen, weil sie von berühmten Männern so frey und ungescheut urtheilen, als sie thun. In einem Privatbriefwechsel unter sehr guten Freunden wird das wohl kein Mensch wunderlich finden, denn wer wolte da seine Gedanken verhelen? Aber es wird gleich etwas anders, wenn man solchen Briefwechsel der Welt vorlegt. Warum also die Verfasser gegenwärtiger Briefe die Urtheile in denselben so stehen

lassen,

lassen, wie sie sie niedergeschrieben hatten, dies hat folgenden Grund.

Wenn die Verfasser gegenwärtiger Briefe nicht geglaubt hätten, durch die Bekantmachung derselben einigen Nutzen zu stiften; so würden sie sich niemals dazu entschlossen haben. Der Nutzen, nach dem sie abzwecken, ist folgender. Ihre Erfahrung hatte sie gelehrt, daß der größte Theil des Publikums in Deutschland noch ziemlich ungebildet ist. Es liest jederman; kein Mensch aber versteht und goutirt, was er liest. Doch das ist nicht alles. Dieser böse Geschmack des Publikums führt alle junge Genies auf Irrwege,

hemt der Ausbildung neuerer den Weg, und ist eine von den Haupturſachen des Verfalls der ſchönen Wiſſenſchaften. Wir vergleichen uns mit Rom und Athen. Das iſt lächerlich! Es iſt gewiß, daß in Athen der Schuſter ein beſſerer Richter von Beredſamkeit war, als bey uns ein Rathsherr, und daß die Kohlweiber ſich auf das Verdienſt eines Trauerſpiels beſſer verſtunden, als in Leipzig die vornehmſten Kaufmannsfrauen. Es iſt hier nicht der Ort zu entſcheiden, wer von beyden das andere verdirbt, ob das Publikum die Dichter, oder dieſe das Publikum. So-viel iſt gewiß, unſere junge Genies erſti-ken in der Blüthe. Sie ſuchen das

Fremde, nicht das Schöne. Das Wort Original schallet ihnen in den Ohren; das wollen sie seyn. Wenn sie fremde Namen haben, in ihren Gedichten die Namen **Odin** und **Vollhalla** anbringen, sich nicht Dichter sondern Barden nennen, wunderliche Versarten, wunderliche Inventionen gebrauchen, so denken sie, sie sind es. Die wahren, die großen Schönheiten verkennen und vernachläßigen sie. Ein großer Theil der Schuld liegt wol daran, daß sie nur schlecht mit den Alten, und stümperhaft mit den guten Neuern aus fremden Sprachen bekant sind. Sie bilden sich nach den Dichtern ihrer eignen Nation. Wenn aber nur noch allezeit

die guten Dichter der Nation gewählt würden, so gienge das noch an; denn freylich, wer deutsch dichten lernen will, muß viele deutsche Dichter lesen. Aber es wird schlechtes und gutes unter einander, ohne Wahl, ohne Nachdenken gelesen; wie kann da was kluges herauskommen? Kaum blüht unsre Litteratur seit funfzehn oder zwanzig Jahren; und schon sinkt sie wieder. Wie Schade! Man glaube ja nicht, daß die Schärfe unsrer Critiker daran Schuld ist. Es muß noch eine größere Schärfe, aber mit der grösten Unpartheilichkeit vergesellschaftet, angewandt wer-

den. Daß der schlechte Schriftsteller getadelt wird, macht das Unglück nicht aus; wie man bisweilen sagen hört; sondern daß er noch immer Leute findet, die ihn loben, und andere, die diesem Lobe glauben. Dies ist die Ursache, warum es so viele Stümper giebt. Die Furcht, junge Genies durch zu viel Strenge abzuschrecken, ist ungegründet. Ein Genie fühlt sich, und läßt sich durch einen ganzen Schwarm von Critikern nicht irre machen. Der Fehler ist immer noch, daß man zu gelinde ist, und daß das Lob bloß nach dem Rufe, den die Leute vor sich haben, und nicht

nach dem Verdienste des Werks selbst abgemessen ist, das heraus kömmt. Da diese falschen Urtheile über das Verdienst vieler Männer, die einen Ruf haben, und der Mangel an richtigen Begriffen über das dichterische Verdienst und über das wahre Schöne, die Ursache von dem Verderben sind, das die deutsche Litteratur bedrohet: so haben die Verfasser gesucht, durch Bekantmachung ihres Briefwechsels richtigere Begriffe und gegründetere Urtheile an die Stelle der gewöhnlichen zu setzen. Nicht als wenn sie die ächten Kenner belehren wollten; so ein Gedanke ist ihnen nie ein-

gefallen, denn diese wissen, was hier gesagt ist, so gut als sie selbst. Aber wie viel sind denn derer? Der übrigen großen Menge der Lesenden, die alles neue ließt und ohnedies blind urtheilt, haben sie versucht, durch diesen Weg ein Licht anzuzünden, da das verkehrte Urtheil derselben die Hauptursache des Verderbens der gesunden deutschen Litteratur ist.

Die Verfasser dieser Briefe sind ganz unpartheyisch. Sie stehen nicht in der geringsten Verbindung mit einer Parthey, ja, sie haben nicht einmal die entfernteste

Bekanntschaft mit irgend einem schönen Geiste, deren Freundschaft sie auch vielleicht sehr wenig geneigt sind ängstlich zu suchen. Denn wozu? Um etwa an ihren Streitigkeiten und Zänkereyen, womit sie sich zum Gespötte der Vernünftigen machen, Theil zu nehmen? GOtt behüte! die Bekantschaft mit ihren Schriften ist alles, was erforderlich ist. In dieser Verfassung urtheilten sie nun unter sich vollkommen frey, ohne alle Zurückhaltung und Rücksicht auf irgend eine Person. Sie hielten es also auch für gut, der Welt ihre Urtheile eben so ungezwungen vorzulegen, um da-

durch einen Beweis von ihrer Freymüthigkeit, von ihrer Unabhängigkeit abzulegen. Zudem haben sie mit Vorurtheilen, mit tief eingewurzelten Vorurtheilen zu thun, und in Bestreitung dieser Vorurtheile besteht eben der ganze Nutzen, den sie zu schaffen verhoffen. Nie wird es einem aber gelingen, dergleichen umzustoßen, wenn man sie nicht mit der größten Freyheit, mit lauter, verständlicher Stimme, und ohne die geringste Furcht bestreitet. Dies bewog sie, ohngeachtet des Schrecklichen der Namen, die sie angriffen, die Wahrheit nach ihren Einsichten öffentlich

eben so trocken und so kahl zu sagen, als sie sie unter sich gesagt hatten. Es steht ja beym Publiko, ihre Urtheile, wenn sie sie nicht mit sattsamen Gründen unterstützt haben, zu cassiren. Ihnen, da sie nur über Bücher gesagt sind, die jederman vor Augen liegen, stund es frey, sie zu fällen; denn wo ist es unerlaubt, zu sagen: das Werk ist schlecht, und der Mann, der es gemacht hat, ist in diesem Fache ein Stümper?

Die lächerliche Aufführung einiger

Kunstrichter hat bey Leuten, welche denken, (deren Anzahl zwar sehr klein ist, aber deren Beyfall doch dasjenige ist, was sich die Verfasser gegenwärtiger Briefe besonders wünschen,) den Namen eines Kunstrichters und was ihm nur ähnlich siehet, zu einer Art von Schimpf gemacht, zu einem Namen, der mit demjenigen eines Ränkemachers, eines Menschen, der seine Feder zu Erreichung gewisser schändlichen Zwecke dienen läst, einerley ist. Hiedurch ist man bewogen worden, weil doch dieses

Werk einen kunstrichterlichen Anstrich hat, sich auf seine Unabhängigkeit von allen schönen Geister-Verbindungen zu berufen. Der Herausgeber gegenwärtiger Briefe kann auch mit Wahrheit sagen, daß keine niederträchtige Eifersucht der Grund ist, warum sich die Verfasser an berühmte Männer machen, und ihnen ihren Ruf nehmen wollen, welches sonst eben keinen löblichen Schein hat. Sie sind weit davon entfernt, Wetteiferer dieser Männer in diesem Fache zu seyn. Keiner von ihnen ist ein Dichter,

und der eine entsagt gänzlich dem Studio der schönen Litteratur. Auch nennen sie sich nicht, und wünschen im Gegentheil unbekannt zu seyn; weswegen sie auch die Herausgabe dieser Briefe einer dritten Hand anvertrauet haben. Man kann ihnen also nicht Schuld geben, daß sie sich durch einen Angrif auf angesehene Männer hätten berühmt machen wollen. Sie können hier im Angesicht des Publici bezeugen, daß nichts weniger als Neigung zur Paradoxie oder zur Erreichung niedriger Endzwecke, sondern einzig und allein Liebe

zur Wahrheit und zu dem Nutzen, den dieselbe für die Wissenschaften haben kann, Antheil an dem Entschlusse hat, diese Briefe bekant zu machen. In den Mitteln können sie ohne ihr Verschulden geirret haben, aber ihr Zweck ist nichts desto minder edel gewesen.

Dies, haben sie geglaubt, müsse dem Publiko gesagt werden, damit sie, wo möglich, den gräulichen Beschuldigungen, die vielleicht diejenigen, deren Vorurtheile

sie angreifen, gegen sie ausstoßen werden, entgehen könten. Gelingt es ihnen nicht; je nu, so werden sie sich in ihrer Einsamkeit und in der Dunkelheit, worin sie leben, darüber zu trösten wissen.

# Erster Brief.

Erlauben Sie mir, liebster Freund, daß ich Ihnen eine Bemerkung mittheile, die ich gestern in einer Gesellschaft zu machen Gelegenheit hatte. Sie ist keine von den gewöhnlichen, und würde mir vielleicht von einem jeden, der nicht, wie Sie, an das Horazische nil admirari gewohnt ist, sehr sonderbare Urtheile zuziehn. Indeß scheint sie mir richtig zu seyn, und in so fern, hoffe ich, wird sie Ihre Aufmerksamkeit an sich ziehn, ob sie gleich litterarisch, und also nicht in dem Fache ist, welches itzt Ihre Lieblingsbeschäfti-

gung

gung ausmacht, nemlich die Weltweisheit und das Studium der Natur. So sehr ich überzeugt bin, daß diese Wissenschaften die Litteratur unendlich weit hinter sich lassen, zumal wenn sie so behandelt werden, wie Sie thun; so sehr wünsch' ich dennoch, daß Sie sich gefallen lassen möchten, die Rolle eines Kenners der schönen Wissenschaften, eines Kunstrichters, welche Sie ehemals mit so vieler Ehre gespielt, einmal wieder anzunehmen, und bey Gelegenheit Ihren Helvetius oder Buffon mit dem Aristoteles und du Bos abzuwechseln. Ihre ländliche Einsamkeit (um die ich Sie bey nunmehr verjüngter Jahreszeit oft beneide) giebt Ihnen Muße genug, in beyderley Art Wissenschaften mit glücklichem Erfolge arbeiten zu können. -- Nun hören sie meine Bemerkung an!

Die Gesellschaft, so mir Gelegenheit zu denselben gab, war, wie es in großen Städten gewöhnlich ist, von Personen zusammen gesetzt, die sehr verschieden an Alter, Stand und Gesinnun-

sinnungen waren. Und ohneracht et dieser Verschiedenheit, welche zu einigen Dispůten Anlaß gegeben hatte, fand ich sie dennoch in einem Punkte vollkommen in ihrer Denkungsart mit einander ůbereinstimmend; und dies war die allgemeine Bewunderung Gellerts. Hier gaben alle Partheyen nur einen Thon an, und ein jeder *beeiferte* sich zu dieses Mannes Lobe. Bald darauf wurde von Rabeners Tode gesprochen, und zwar so kaltsinnig, als ob Wichmann gestorben wåre.

Ich kann nicht leugnen, dies befremdete mich ein wenig. Als ich aber nachher der Sache weiter nachsann; so fand ich in dem Betragen dieser Gesellschaft das Betragen der deutschen Nation so lebhaft vorgestellt, daß ich aufhörte, mich über ersters zu wundern, und über das letzte einen kleinen Unwillen in mir empfand. Ja, ja, mein Freund, können Sie es wol glauben, daß jenes Publikum, welches so vielen Antheil an Gellerts Tode nahm, auch nicht den kleinsten lauten Thon über dem Grabe des

deut

deutschen Comus hat erschallen lassen? Diese Ungerechtigkeit gegen einen Mann, der, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Verdienste um die Ausbreitung des guten Geschmacks und der Sitten in Deutschland besaß, als Gellert, hat mich beynahe dahin gebracht, ein Mißtrauen in den Geschmack einer Nation zu setzen, die sich selbst so unähnlich zu handeln im Stande ist. Gellert ist der Lieblingsdichter dieser Nation! Welch ein nachtheiliger Schluß für ihn könnte nicht hieraus gezogen werden! --

In der That, mein Freund, ich habe eben itzt nochmals Gellerts Schriften in die Hand genommen, und fühle mich beinahe geneigt, zu glauben, daß dieser Schriftsteller, wenn man ihn anders als in der Kindheit der Bildung des Geschmacks ließt, ganz aus seiner Sphäre gebracht ist. Der Mann von kritischem Gefühl kan wol schwerlich seine Lieblingslektüre daraus machen. Und dennoch ließt ihn eine ganze Nation; dennoch preisen ihn alle Kunstrichter an, und setzen ihn, wenigstens in

einigen Gattungen, über alle übrigen Dichter Deutschlands! Wie soll ich dies erklähren? Soll ich mein Gefühl für falsch halten? Soll ich den Geschmack einer ganzen Nation verdammen, deren Stimme seit einigen Jahren angefangen hat, sehr viel Gewicht in dem Reiche des Witzes zu bekommen? Oder soll ich behaupten, daß wahre Kenner Gellerts dichterische Verdienste wirklich weniger schätzen, als man gewöhnlich dafür hält? Letzteres wünschte ich thun zu können; aber mit was für Grunde? Es ist zwar wahr, Lessing, Wieland und Ramler, diese Ersten der Nation, haben niemals, so viel ich weiß, eine besondere Hochachtung für den seligen Gellert, als Dichter, zu äußern für gut befunden, und ich gründe hierauf die Vermuthung, als wenn diese Gelehrten heimlich eben so urtheilten, wie ich; allein indeß wird Gellert doch beständig für einen der größten Dichter der Nation angesehen. Ich bin weit davon entfernt, ihn für einen schlechten Schriftsteller zu halten, (wie könnte mir nur

dies in den Sinn kommen?) im Gegentheil lasse ich den einzelnen Schönheiten seiner Werke völlig Gerechtigkeit wiederfahren; aber was ihn zu der hohen Stuffe, welche er durchaus besitzen soll, berechtigen könnte, vermag ich noch nicht völlig einzusehn. Und doch denken hierin ein Denis, ein Weiße und andere so sehr verschieden von mir? -- Vielleicht rührt dies von einer geheimen Empfindung der Dankbarkeit her, mit welcher diese Männer Gellerts Verdienste um die Beförderung des sittlichen Geschmacks betrachten. Diese Verdienste verehre ich mit ihnen; ich thue noch mehr, ich schätze die Moralität, die in Gellerts Schriften geprägt ist, und die dieselben für alle Stände, Geschlechter und Alter nützlich macht; aber ich bekenne zugleich, daß Gellert schwerlich so verdienstvoll von dieser Seite hätte werden können, wenn er in seinen Schriften größer erschiene. -- Mit seinem Tode nimt das Urtheil der Nachwelt seinen Anfang. Seine Zeitgenossen zollten ihm den Tribut der Hochachtung, den sie ihm schuldig waren.

Sein Name mag Deutschland ewig werth seyn, aber seine Schriften müßten strenge vor Gericht gezogen, und von dem Augenblick seines Todes an der Urtheilsspruch des Geschmacks über sie gefällt werden. Und diesem zufolge möchten sie wol nicht in das Heiligthum des Tempels der Unsterblichkeit eindringen, wo Ihr Ariost, wo mein Petrarca und der göttliche Herrera wohnen.

Eine Schrift, worin den Dichtern jeder Nation ihre besondere Stelle in dem Tempel des Nachruhms angewiesen würde, könnte zugleich ihren Zeitgenossen lehren, mit was für Augen sie den Werth ihrer Schriftsteller betrachten müßten. Hätte Deutschland eine solche Schrift, und ihr Verfasser beleuchtete jedes Genie aus dem rechten Standorte, indem er kühn über dasselbe urtheilte, unbekümmert für das Geschrey der Leidenden, so würde man vielleicht unter andern auch Gellerten aus seinem Posten getrieben finden.

Ich wiederhole nochmals, daß ich Gellerts Verdienste um die Bildung Deutschlands verehre, daß ich die einzelnen Schönheiten, womit seine Schriften angefüllt sind, nicht verkenne; daß ich ihn aber aus einem unerklärbaren Eigensinn meines Gefühls mit minderm Vergnügen als andre unsrer Dichter lese. Ich wünsche, Ihr Urtheil hierüber zu vernehmen, und, wo möglich, dasselbe dem meinigen gleich zu finden. Sagen Sie mir freymüthig, was denken sie von Gellert?

-- -- -- age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprendis Homero?

Ich bin mit aller Hochachtung ꝛc.

---

Zwey=

# Zweyter Brief.

Was verlangen Sie von mir, liebster Freund?

Donatum jam rude, quaeris,
— iterum antiquo me includere ludo.
Non eadem est aetas, non mens.

Sie schreiben mir von Sachen, die die schönen Wissenschaften, die Dichtkunst, den Geschmack betreffen, und wissen doch, daß ich diesem allen schon seit ziemlich langer Zeit entsagt habe. In diesen Ländern, wo ich sonst herumreisete, und mich einige Zeit aufgehalten habe, bin ich itzt vollkommen ein Fremdling, und außer dem, was ich durch einige wenige Correspondenzen, die ich noch dahin unterhalte, erfahren kann, weiß ich nichts von dem, was itzt darin vorgeht. Sehen Sie also, wen Sie sich erwählt haben, nicht um demselben Ihre Meynungen und Gedanken vorzutragen, die

ich allezeit gerne höre, sie mögen einen Gegenstand haben, welchen sie wollen; sondern um ein Urtheil darüber zu haben. Wie unfähig bin ich dazu, eins über dergleichen Gegenstände zu fällen! Wenn Sie mich noch frügen, ob Platons oder Mendelsohns Phädon oder Ciceros erste tuskulanische Frage besser die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele glaublich machte, so wüßte ich vielleicht, was ich darauf antworten sollte. Aber, ob Gellert sein Lob vollkommen verdient, ob Rabener oder er ein besserer Schriftsteller ist; was soll ich dazu sagen? wie kann ich davon ein Urtheil fällen? Zu der Zeit, da ich noch im Reiche der schönen Wissenschaften, und zwar besonders in der deutschen Provinz, herumreisete, erinnere ich mich wol, daß ein Mann damals in großem Ansehen stand, bey dem ich auch geich bey meiner ersten Ankunft präsentirt wurde, der Gellert hieß. Nun haben mir die neuesten Nachrichten aus diesem Lande gemeldet, daß er gestorben sey, und daß man ihn sehr beweinet habe. Bin ich deswegen im

Stande

Stande zu sagen, ob er diese Thränen verdient? Es ist wahr, ich habe bey meinem dortigen Aufenthalte eine genaue Bekantschaft mit ihm gehabt; aber, seitdem ich das Reich der schönen Wissenschaften verlassen, und mich in die für meinen Geist so angenehmen Länder der Weltweisheit niedergelassen habe, weiß ich gar nichts mehr von ihm, und bin außer Stand von ihm zu urtheilen.

Sie gestehen also doch, daß Sie ihn gelesen haben, werden sie sagen. -- Je nu ja, das habe ich gethan. -- Nun, so will ich wissen, wie Sie ihn damals gefunden haben. Sie sind ein böser Mann, und ich sehe wol, ich muß Ihnen nur den Willen thun. Was ich also davon denke, will ich Ihnen sagen. Ob ich Recht oder Unrecht habe, überlasse ich Ihnen alsdenn zu entscheiden. Denn, in der That, ich bin mit meinem Geiste so weit von den Gegenständen entfernt gewesen, zu welchen Sie ihn itzt zurück rufen, daß vielleicht nichts natürlicher ist, als daß ich von denselben ganz

verkehrt urtheile, wenn ich auch schon ehedem besser hätte urtheilen können. Diesem müssen Sies auch anrechnen, wenn Sie meine Urtheile etwas strenge finden. Denn, es sey nun das mürrische Wesen des Alters oder die Ernsthaftigkeit der Gegenstände, mit denen ich mich anitzt geschäftige, und die meine Seele ein wenig rauh und finster machen; so finde ich dennoch, daß mir anitzt vieles gar nicht mehr gefällt, was mir ehedem recht artig deuchte. Dies sage ich ihnen zum voraus, damit, wenn Ihnen meine Urtheile mißfallen, Sie mir die Schuld nicht zuschreiben, sondern sich selbst, der Sie mich anreizen, von Materien zu sprechen, zu deren Beurtheilung ich vielleicht durch allerhand Umstände unfähig gemacht worden bin.

Ich merke wol, was es bey Ihnen ist. Sagen sies nur heraus; Gellert gefällt ihnen nicht. Wenn Sie ihn lesen, so scheint er Ihnen seicht, ohne alles Genie und recht invita Minerva zu dichten. Und doch übertäubt Sie das Lob und Klaggeschrey von ganz Deutschland,

land. Sie fürchten sich zu irren, oder einen falschen Geschmack zu haben. Sie machen sich ein Gewissen daraus, zu sagen: die Nation hat Unrecht, und doch können Sie das, was dieselbe in Gellerten entzückt, nicht finden. Wie derjenige, der eine böse Neigung, eine unwiderstehliche Leidenschaft bey sich fühlt, sich gegen den Zuruf seiner Eltern, Hofmeister oder strengen Freunde, und gegen seine innere Stimme zu schützen sucht; so rufen Sie Beyspiele und Scheingründe auf, um sich zu rechtfertigen, daß sie Gellerten nicht schön finden können, noch ehe sie ihn getadelt haben. Der laute Zuruf der Menge macht sie stutzen; noch mehr betäubet sie das Lob der Kenner, eines Denis, Weiße u. a. Sie suchen andre mit Aengstlichkeit auf, um sie diesen entgegen zu setzen, und sollte es auch nur durch Wahrscheinlichkeiten geschehn. Endlich vertrauen Sie Ihre kleine Schoossünde mir, Ihrem Busenfreunde, in der Hofnung, mich gleichfals davon angesteckt zu finden, da Sie wissen, welche Ueber-

einstimmung der Himmel im übrigen unter unsere Herzen gelegt hat. Aber die Behutsamkeit, mit der Sie es thun, zeigt, daß Sie es sich kaum überreden können, daß ich so denken sollte, ob Sies gleich hoffen. Diesem schreibe ich auch zum Theil Ihre gütigen Lobsprüche zu, die ich, wie Sie selbst wissen müssen, gar nicht verdiene. Ich glaube aber, Sie suchen theils dadurch Ihre eigne Meynung von mir bey sich zu erhöhen, um sich noch mehr getröstet zu fühlen, wenn es sich etwa treffen sollte, daß ich so dächte, wie Sie; theils wollen Sie mich auch vielleicht ein wenig bestechen. Was hilfts Ihnen aber, wenn ich nun auch Ihrer Meynung wäre? Würden Sie weniger die einmüthige Meynung der ganzen Nation wieder sich haben. Zween Leute gegen eine ganze Nation? Das würde nichts beweisen, als daß wir beyde einerley verdorbenen Geschmack hätten. Ich denke also darauf, einen andern Weg einzuschlagen, um Ihnen das Herz leichter zu machen. Und wenn Sie alsdenn meine Meynung

nung noch wissen wollen, so will ich Sie Ihnen mit minderm Scheu sagen.

Dieser Weg, mein liebster Freund, besteht darin, daß ich Ihnen von dem, was der Geschmack der Nation eigentlich bey uns heißt, und von dem Werthe desselben einen deutlichen Begrif mache. Vielleicht, wenn Sie den erst haben, werden Sie sich weniger Gewissen daraus machen, ihm zuwieder zu empfinden. Es klingt hart: die ganze Nation bewundert den Mann, sie wird durch seine Schriften entzückt, und du auf deiner Studierstube findest sie matt, schaal, wässerig. Vielleicht aber, wenn mans recht überlegt, klingt es nur so.

Um die Sache gerade heraus zu gestehen, wie sie ist, so muß ich sagen, daß, außer einigen wenigen guten Köpfen und ächten Kennern der schönen Wissenschaften, unser Publikum bis itzt noch gar keinen Geschmack hat, und das furchtbare Wort: Geschmack der Nation,

tion, ein sinnloses Wort ist. Das ist zwar viel gesagt, aber es ist wahr.

Es scheint sonderbar, niemals sind wol mehr Kunstrichter gewesen, als itzt, und dennoch herrscht kein Geschmack. Nicht, als wenn alle die Kunstrichter keinen hätten. Im Gegentheil giebt es ihrer einige, die unter die Zahl der guten Köpfe gehören, und die sehr gut urtheilen, wie man aus ihren Recensionen sieht. Aber machen denn diese ein Publikum aus? Kann man zwanzig vernünftige Kunstrichter, die auf der Oberfläche Deutschlands hervorschimmern, eine Nation nennen? Daß aber der übrige Theil der Nation (diejenigen wenigen guten Köpfe noch ausgenommen, die nicht Kunstrichter sind) gar keinen Geschmack hat, das leuchtet offenbar hervor, wenn man nur einige Facta bedenkt, die ich Ihnen hererzählen will.

Die Art, wie das Publikum die Geburten dieser ganz erschrecklichen Menge von Kunstrichtern gebraucht, ja ihre Menge selbst ist ein sattsa-

sattsamer Beweis von dem, was ich sage. Mir kömmt das deutsche Publikum wie ein Blinder vor, der das, was den Sinn des Gesichts betrift, gar zu gerne zu erforschen wünscht. Ein jeder, der ihm was davon erzählt, ist ihm willkommen. Er horcht auf alle seine Aussagen, vergleicht sie sorgfältig unter einander, und determinirt sich, nicht aus der Natur der Sache selbst, (denn die ist er gar nicht im Stande zu beurtheilen) sondern aus Wahrscheinlichkeiten, die theils von der muthmaßlichen Fähigkeit des Gesichts der Aussagenden (denn auch von dieser ist unser Blinde unfähig zu urtheilen) theils von der Ehrlichkeit und Unpartheylichkeit derselben hergenommen sind. Dies ist der Zustand unsers Publikums, aufs allernatürlichste geschildert. Stellen Sie sich nun aber einmal vor, wie meine arme Blinde in Verlegenheit sind, wenn sich ihre Lehrer widersprechen, zumal wenn es beyderseits Leute sind, von deren Fähigkeit zu sehen sie hohe Begriffe haben. Denn widerspricht eine Zeitung einer Bibliothek,

bliothek, oder der gelehrte Artikel in einer politischen Zeitung einer sogenannten gelehrten Zeitung; ja dann ist der Streit gar bald in ihrem Geiste entschieden. Die Kunst zu sehen hat alsdenn in den Gedanken meiner Blinden ihre Stufen, nach denen sie eines jeden Aussage beurtheilen. Die Menge der Journale, die aus dem Heißhunger des Publikums darnach entspringt, zeigt auch von der Blindheit desselben. Denn wären meine Leute nicht blind, und zwar stockblind; so würden sie nicht so gierig nach der Aussage eines jeden seyn, der sich zum Lehrer unter ihnen aufwirft.

Wenn ich denn mein Gleichniß von den Blinden fortsetzen wollte, so müßte ich mir noch vorstellen, daß nicht nur ein jeder wünschte sehen zu können, sondern sich auch eine Ehre daraus machte, so zu thun, als könne er sehen, und sich daher unaufhörlich mit Gegenständen des Gesichts beschäftigte, darüber spräche, und das Urtheil seiner Lehrer darüber auf das platteste nachspräche, oder auch ganz albern urtheilte,

te, wenn er dieses nicht hätte. Alles dies können Sie sowol aus dem Gebrauche, den unser Publikum von den Kunstrichtern macht, als auch aus der Art, wie diese jenes bedienen, deutlich ersehen.

Es ließe sich, deucht mir, ein ganz fein Tractätgen von dem rechten Gebrauche der Journale schreiben, welches für unser deutsches Publikum von großem Nutzen seyn könnte. Denn es ist sicher, daß dieses einen ganz verkehrten Gebrauch davon macht.

Ich bin weit davon entfernt, diesen Schriften ihren Nutzen abzusprechen, aber, wenn sie einen haben sollen, so brauchen derselben weder so viele zu seyn, als wir haben, noch müssen sie auch auf die Art eingerichtet werden, wie bey uns. Der eigentliche Nutzen dieser Bücher ist, daß man erfahre, was gutes neues herauskommt, damit man sich in Ansehung des Kaufes darnach richten kann. Denn ein Liebhaber der Wissenschaften hat selten solche Reichthümer, daß er nicht etwas behutsam zu Werke

ke gehen müsse, wenn er kauft. Er hält sich zu dem Ende ein Journal, um zu wissen, ob das, was er kaufen will, ihm wirklich Nutzen oder Vergnügen verschaffen könne. Das ist wenigstens der Fall in den schönen Wissenschaften; denn in andern kann ein Journal, wenn es schöne und wohlgemachte Auszüge enthält, oft einem Gelehrten, indem es ihm das wichtigste aus einem Buche darstellt, die Mühe und das Geld ersparen, das Buch selbst zu kaufen und zu lesen. Daher behalten z. B. in meinen Augen die Göttingischen Gelehrten Zeitungen, so elend sie auch in dem sind, was die schönen Wissenschaften betrift, in den übrigen Wissenschaften den Vorzug vor allen Journalen. Denn sie beurtheilen kurz, und liefern herrliche Auszüge. Auszüge aber bey Werken des Genies zu machen, ist fast nicht möglich. Kurz und gut gesagt: das Buch ist gut, oder schlecht, und dies durch Anführung von einzelnen Stellen bewiesen; das ist alles, was von einem guten Journale hier gefodert werden

kann,

kann, und ist für ein Publikum, das Geschmack hat, hinlänglich. Dazu braucht es nun freylich nicht zwanzig Journale und funfzig gelehrte Zeitungen. Zwey oder drey recht gute wären für ganz Deutschland genug. Das lächerlichste aber ist, daß sie sich einander abscheulich widersprechen, und auch dies zeigt, wie blind unser Publikum ist. Wenn das Journal wäre, was es seyn sollte, nehmlich der Referente, der dem Richter, dem Publiko, aus den Akten referirte; so könnte das gar nicht geschehn. Denn wehe dem armen Referenten, der aus Dummheit oder Boßheit falsch referirte! Er würde bald seines Amts entsetzt werden, oder, um deutlicher zu reden, kein Mensch kaufte sein Buch mehr, und der Verleger würde ihm bald seinen Kauf aufkündigen, welches unglückliche Schicksal ihn von der Wuth zu recensiren mit Gewalt heilen müßte. Allein die Blinden, die das Publikum und die Nation ausmachen, lassen sich immer von Marktschreyern bethören, die ihnen weiß machen, was sie

wollen. Kömmt dann ein andrer, er sey nun auch ein Marktschreyer, oder ein ehrlicher Mann, der ihnen zeigen will, daß jener irrt! so können sies selber nicht beurtheilen, und sind sie einmal für jenen eingenommen, ja so hilft nichts, sie meynen stets, der, welcher ihm widerspricht, rede es aus Neid.

Es scheint zwar, als könnte man aus den Journalen wohl urtheilen lernen, und den Geschmack bilden. Allein das ist nicht wahr, oder es ist nur bey Leuten wahr, die schon Geschmack haben und dem Recensenten nachurtheilen. Diese lernen alsdenn nicht eigentlich urtheilen, sondern sie üben nur dabey ihren schon erlangten Geschmack. Um den Geschmack zu bilden, ist meines Erachtens nichts gut, als eine sorgfältige Lectüre des Guten, die so lange muß fortgesetzt werden, bis sich die Seele nach und nach zu den Eindrücken des Schönen gewöhnt hat. Wenn das geschehen ist, und der Lehrling hat erstlich fühlen gelernt, alsdenn muß er, wenn er nun auch seinen Verstand belehren, und

und sich in einer gesunden Kritik festsetzen will, nicht Recensionen, sondern solche Bücher, wie des Du Bos Betrachtungen, Meinhards Versuche, Homes Grundsätze oder andere kritische Schriften lesen, die ihm lehren, nicht nur die Schönheiten zu fühlen, sondern sie auch aus einander zu setzen, und sich selbst von demjenigen Rechenschaft zu geben, was er vorher schon mußte fühlen können. Dieses letztere ist eigentlich nur für denjenigen, der tiefer in die Kenntniß der schönen Wissenschaften eindringen will. Aber ein jeder, wer da liest, muß doch wissen was schön ist, wenn er es auch gleich nicht analysiren kann, wie ein Professor der Poesie. Und das erlernt man eben durch das Lesen, und zwar durch das alleinige Lesen, dessen, was gut ist. Allein so weit ist unser Publikum noch nicht einmal. Es besteht aus Leuten, die da lesen und lesen, und nicht wissen, was sie lesen. Oft bilden sie sich ein, sie finden etwas schön; warum? Weil es ihnen vorgesagt worden ist, daß es schön sey: oder wenn sie wirk-

lich etwas goutiren, so ist es etwas fades, abgeschmacktes, das für ihre Einfalt und ihren albernen Geschmack gemacht ist. Wenn man unser Publikum bilden wollte; so müßte man ihm zuvor lehren, was Deutschland wirklich für schöne Schriften hat, damit es diese läse und sich darnach bildete. Denn nur durch häufiges Lesen solcher Schriften und durch Hintansetzung des Seichten lernt man das schöne Lesen. Das thun aber die Journale nicht; die schweigen von dem Vergangnen und reden nur von dem Neuen. Daher weiß auch das deutsche Publikum noch nicht einmal, was es zu lesen hat, und wirft sich ins Gelag hinein, auf alles, was neu heraus kommt. Italien, Frankreich, England hingegen haben ihre Lieblingsschriftsteller, die die ganze Nation seit Jahrhunderten ließt, und nicht Einmal ließt, und dann hinter das Bücherbrett wirft, sondern zehn, zwanzig mal. Diese studirt sie, schreibt über sie, und setzt ihre Schönheiten auseinander. Aber unser Publikum -- mein GOtt, wie ließt das dagegen!

Nichts

Nichts ist gewiß lächerlicher, als die Despotie, die unsere Journalisten im Reiche der Wissenschaften ausüben. Aus derselben kommt, wie aus der Büchse der Pandora, ein ganzes Heer von Uebeln. Man hört oft Leute sagen: Ja, ich schriebe wol was, ich fürchte mich aber vor diesen oder jenen Journalisten, vor die Berliner oder vor die Klotzische Bibliothek, die friedliebende Leipziger Bibliothek nicht zu rechnen, die man liebt und schätzt, die man aber so sehr nicht fürchtet. Wenn ein Mann von einer andern Nation das hörte; so würde er zu dem, der so spricht, sagen: Je, du Narre, was brauchst du dich zu fürchten? Fühlst du dich nicht tüchtig was gutes zu schreiben, so müßtest du nicht schreiben, wenn auch gar keine Journalisten auf der Welt wären. Bist du aber fähig, ein gutes Werk zu liefern, so schreib getrost; denn, sprechen die Journalisten schlecht davon, so werden sie von der Nation, die deinen Werth ohnedem erkennen wird, geschwind ausgelacht werden, und dein Werk wird, Trotz

des Neides! in aller Leute Händen, eines jeden Lieblingsbuch seyn. -- Aber, mein Freund, würde jener antworten, das Ding ist nicht so, wie du meynst; das geht in Ländern wol an, wo das Publikum selbst urtheilt, aber hier ist es anders. Das Publikum horcht erst, was werden die Journalisten sagen? Wenn die gesprochen haben, so glaubt es ihnen ohne Widerrede auf ihr Wort. Sagen sie, das Buch ist schlecht; ja so kanns in dem Laden des Buchhändlers liegen und verdorren. Denn Ein Wort von ihnen ist fähig, allen meinen Schriftstellerruhm auf ewig im Keime zu ersticken. Haben sie nehmlich einmal gesagt, mein Buch sey schlecht; so nimmt weiter kein Verleger eine Schrift von mir an, und wenn sie auch noch so schön wäre. Es müssen halbe Jahrhunderte vergehen, ehe ich das Unglück wieder verwinden kann. Hab ich daher nicht Recht, beym ersten Versuch zu zittern? Denn es darf denen Leuten nur eine Grille durch den Kopf gehen, sie dürfen nur erfahren, daß ich der Vetter im zwanzigsten

Gliede

Gliede, oder der Zuhörer und Schüler des Schülers eines ihrer Antagonisten gewesen bin; so heißts, mein Buch ist unter der Critik, und ich bin unwiederbringlich im Reiche der Wissenschaften verlohren. -- Ja so, fängt mein Tadler wieder an, das habe ich nicht gewußt. Ich habe nicht geglaubt, daß eine Nation, deren Litteratur in der Welt einige Figur macht, ein so abgeschmacktes Publikum hätte. Wenn dem also ist, so hast du Recht, so bleib mit deinem Werke zu Hause und warte bis auf bessere Zeiten.

So sieht es in Deutschland aus, liebster Freund, und das wissen auch die Herrn Journalisten wohl. Sie thun sich auf ihren Despotismus nicht wenig zu gute, und machen sich eine Herzensfreude daraus, die Schriftsteller in Angst zu halten. Aus diesen Ursachen entspringen nun auch die Streitigkeiten unsrer guten Köpfe, ihre lächerliche Empfindlichkeit gegen den Tadel, und die abgeschmackten Auftritte, die sie der Welt geben, und die mich herzlich divertiren,

wenn ich sie lese; ohnerachtet es manchmal mein Mitleid erweckt, zu sehen, daß wirklich große Männer so kindisch empfindlich seyn können, als sie sind. Sie sollten ihren Werth besser kennen. Aber alles dies entspringt in der That aus sonst nichts, als aus der Unwissenheit unsers Publikums, das von Journalisten regiert wird und regiert werden muß.

Ein anders Uebel, so daraus entstehet, ist die alberne Nachahmungssucht, die unsre Nation seit dreißig Jahren geplagt hat. Hören Sie, wie das kommt! Klopstock schreibt ein Gedicht, welches die Thongeber mit Recht bis im Himmel erheben (denn freylich sind diese Thongeber meistens recht gute Richter, wenn sie wollen). Ihr Lob wird von dem Publikum gelesen, und dieses, um sich ein Air zu geben, überredet sich, daß es das Gedicht schön findet, welches, bey meiner Treue! unter zwanzig nicht einer verstanden und wahrhaftig goutirt hat. Unterdeß fruchtet diese Nachäffung soviel, daß das Gedicht beym Buchführer reißend ab-

geht.

geht. Was unterscheidet aber das Gedicht von schlechtern in den Augen des unwissenden Publikums? Weiter nichts als die reimlose Versart, und eine Beywortreiche etwas dunkle Art zu schreiben, die diesem Gedichte, des Gegenstandes wegen, den es besingt, vortreflich ansteht. Sobald nun etwas in Hexametern geschrieben war, und bombastisch klang; so meynte das Publikum, es wäre nun auch gleich Klopstockisch, und kaufte es gierig. Wer also ein solches Manuscript hatte, der wurde es sehr leicht beym Buchhändler los. Nun, öfnet man nur Einen Handlungszweig, so neiget sich alsbald der Geldgierige Geist des Menschen dahin. Daher entstand eine so ungeheure Menge von Klopstockisirenden Schriftstellern, daß man sich gar nicht mehr dafür zu retten wußte, bis es am Ende gar zu arg wurde; da mußte es freilich aufhören. Aber die Raserey hat doch lange genug gedauert. So ist es mit der wimmernden Nachtwandrer Schaar, mit den Anakreontischen Dichtern und mit allen gegangen, und

das ist natürlich. Der Journalist zieht das Publikum, wohin er will, der Buchführer läuft dem Publiko nach, und der Schriftsteller dem Buchführer. Stellen Sie sich vor, welch lächerliches Schauspiel für den Zuschauer! Nein, keine Komödie ist damit zu vergleichen. So lange aber auch das Ding nicht anders wird, so lange unser Publikum nicht mehr Gefühl, mehr Geschmack bekömmt, als es anitzt hat, so lange werden wir auch eben den Mangel an guten Schriftstellern haben, den wir itzt empfinden. Welcher Mensch giebt sich wol die Mühe, ein rechtes Genie zu werden, wenn er so wolfeil dazu kommen kann, bey seinen Lebzeiten ein wenig Aufsehen zu machen, und sich Geld von den Buchführern dazu zu verdienen? Wie leicht opfert er nicht diesen Aussichten die Unsterblichkeit auf! Das ist der wahre Grund, warum so viele von unsern guten Köpfen wie unreife Früchte abfallen und verfaulen.

Hab

Hab ich Ihnen nun den Zustand der Nation, in Ansehung dessen, was den Geschmack betrift, recht vor Augen gelegt? Meynen Sie, daß ich richtig urtheile? Fühlen Sie sich noch in Ihrem Gewissen geplagt, ein Gefühl zu haben, das dem brausenden Zurufe der Nation widerspricht? Ich dächte, Sie könnten sich nun beruhigen.

Nachdem ich diesen Punkt ausgemacht habe, so will ich Ihnen nun auch meine Meynung von Gellerten sagen. Ich denke seit langen Zeiten, so wie Sie. Gellert scheint mir durchgehends ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller, und ein Dichter ohne einen Funken von Genie.

Leben Sie tausendmal wohl!

Dritter

## Dritter Brief.

Sie haben, wie mir deucht, ein sehr richtiges Gemälde von dem Zustande der Litteratur in Deutschland ausgestellt. So urtheile ich; ob unsre Kunstrichter eben so denken würden, daran zweifle ich freilich.

Diesem Gemälde zufolge kann ich also mit mehrerer Beruhigung den Urtheilen meines eignen Gefühls folgen, ohne eben Rücksicht auf die Stimme der Nation nehmen zu dürfen. Denn, wenn ich Ihnen glauben soll, so besteht diese Stimme mehrentheils aus Mißthönen, welche die Schaar der Kunstrichter angiebt, und welche das Publikum, wie ein fades Chanson, nachtrillert. Ist diesem so; (und die Erfahrung lehrt es leider) so bedaure ich Deutschland von Herzen. Denn was kann bedaurenswürdiger seyn, als eine Nation, welche in der

der That einige Schätze besitzt, und weder Nutzen davon zieht, noch eine eigne Gewalt über dieselben ausüben kann. Denn die Kunstrichter schalten ja mit den Werken der Nation, wie es ihnen nur gefällt, und diese sieht stillschweigend dem unberechtigten Raube jener rüstigen Streiter zu, ohne nur einmal Miene zu machen, als wollte sie wegen der Haushaltung mit ihren Reichthümern Rechenschaft von ihnen fodern. Ja, ich gehe noch weiter. Es scheint mir, als kennte die Nation ihre eignen Schätze nicht einmal. Denn, wie wäre es möglich, wenn sie dieselben recht kennte, keinen eignen und wahren Gebrauch davon zu machen? Unsre Nachbaren sind in diesem Stück viel vernünftiger. Wer wartet wol in Frankreich auf das Urtheil der Critiker, bevor er eine Schrift ließt, und ein eignes Urtheil darüber fällt? Aber wer, wenn er gleich kein litterarischer Gelehrter ist, kennt nicht auch daselbst ohne Anweisung der Critiker die vornehmsten und edelsten Dichter des Landes?

Wie hat bey allen diesen Umständen, worinn sich Deutschland befindet, noch niemand den Einfall haben können, eine Schrift zu schreiben, die der Nation zeigte, welche Schätze sie wirklich besitzt, und wie dieselben an Werthe von einander unterschieden sind? Sagen Sie selbst, liebster Freund, wäre dies nicht eine der nöthigsten Schriften für Deutschland? Ohne dieselbe wird es niemals recht wissen, was es andern Nationen entgegen setzen darf, und was seinen Ruhm eigentlich bey der Nachwelt zu gründen im Stande ist. Der Hauptcharacter dieser Schrift müßte in der Vergleichung der berühmtesten deutschen Dichter mit den Alten und den vornehmsten Ausländern bestehen; denn nur die Wissenschaft von den Reichthümern oder Bedürfnissen andrer zeigt uns, ob wir reich oder arm genannt zu werden verdienen. Zuletzt würde es nöthig seyn, daß eine solche Schrift bald erschiene, ehe die Kunstrichter alle Urtheilsgewalt der Nation vollends aus den Händen gerissen haben, und ihr auch

nicht einmal das bisherige Recht der obersten Instanz wird geblieben seyn, welches, wie ich fürchte, zeitiger geschehen wird, als man glauben sollte, wenn nicht bald dawieder Gegenanstalten vorgekehrt werden.

Sie sehen hieraus, mein Freund, daß ich völlig Ihrer Meynung in diesem Punkte bin, und daher den allgemeinen Beyfall, den Gellert erhalten, so wenig schmeichelhaft für ihn selbst, und so wenig rühmlich für das deutsche Publikum halte, als denjenigen, welchen einst Chapelain oder Menage zur Zeit der frühsten Morgenröthe des Geschmacks in Frankreich erhielten. Denn ist Deutschland, ohne die Vorschrift der Kunstrichter, nicht im Stande, von den Werken seiner schönen Geister zu urtheilen, besitzt es wirklich keinen allgemeinen, eigenthümlichen Geschmack; so kann das Lob, womit es Gellerten erhebt, demselben in den Augen des unpartheyischen Kenners und der Nachwelt zu gar keinem Vortheil gereichen, sondern im Gegentheil vielmehr schaden. Und

ist auf der andern Seite die Nation noch nicht gebildet, versteht sie nicht das wahrhaftig Große und Schöne zu beurtheilen, oder ist ihr Gefühl durch ungeprüfte Annehmung fremder Meynungen verwöhnt; so muß ihr Beyfall natürlicher weise auf die seichtesten Köpfe fallen, welches ihr nicht anders als zum Schimpf gereichen kann. Zumal wenn sie wirklich bessere Köpfe aufzuweisen hat, und denenselben entweder keine oder nicht völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Alsdenn gesellt sich noch der Undank zur Einfalt, welche Vereinigung am ersten die Barbarey zu erzeugen im Stande ist.

Dennoch muß ich Ihnen gestehen, mein Freund, daß, so einleuchtend Sie auch den Einfluß der Journale und Zeitungen auf das Urtheil des Publici gezeigt haben, diese Schilderung doch nicht ganz in den vorgelegten Fall paßt. Gellert hat in der That seinen Ruhm nicht den Kunstrichtern zu verdanken; denn derselbe war schon gegründet, ehe die kritische

Despo-

Despotie ihren Anfang nahm. Den Beifall, den Gellert besitzt, hat ihm die Nation von freyen Stücken zu Theil werden lassen, ohne dazu von Thongebern aufgemuntert zu seyn. — Dies stößt zwar die Wahrheit Ihrer Sätze nicht um, auch giebt es keinen Beweis von der Vortreflichkeit der Gellertschen Schriften ab; indessen wünscht' ich doch Ihre Antwort darauf zu wissen.

Sie haben meine Empfindungen bey der nochmaligen Durchlesung Gellerts glücklicher, als ich selbst, zu errathen und zu zergliedern gewußt. Ja, ich fühlte mich ordentlich beängstigt, als ich ihn, so sehr meinem kritischen Gefühl zuwieder, dichten sah, ihn, welchen lesen und bewundern bey den mehrsten eins ist. Nichts schien mir abgeschmackter, als die mehrsten seiner Reflexionen. Ich fand, daß er oft die Sachen auf eine unleidliche Art ohne Noth ausdehnte, daß er arm an Handlung und poetischen Bildern, desto reicher aber an Worten sey. Kurz, ich fand in den mehrsten sei-

ner Gedichte den reimenden Prosaisten. Himmel! und ich sollte nicht mit Rousseau ausrufen dürfen: Défions nous des prejugés de Siecle & de Nation!

Aber Sie, liebster Freund, begnügen sich, wie ich sehe, nicht mit diesem bescheidnen Mißtrauen. Während daß ich einzelne schöne, wirklich dichterische Stellen in Gellerts Schriften auszuspüren bemüht bin, um daraus die unbegrenzte Verehrung seiner Leser erklähren zu können, während ich fürchte, ob Sie mein Urtheil nicht für zu kühn, meine Empfindungen für falschgestimmt erklähren, und über meinen Brief predigen würden; siehe da, so geben Sie mir in größerm Maße recht, als ich hatte hoffen können.

Hier liegen sie vor mir, die gefährlichen Worte,

verba non prius audita,

in denen Sie über den Lieblingsdichter einer ganzen Nation den richterlichen Stab brechen; Gellert — ein mittelmäßiger Schriftsteller, ein

Dichter ohne einen Funken von Genie! Wenn es Blasphemien in der litterarischen Welt geben kann; so ist dies gewiß eine, wenigstens in den Augen der Landpastorentöchter.

Ich für mein Theil halte es zwar für keine; allein ich kann denn doch nicht leugnen, das Urtheil ist etwas auffallend. Ich würde getrost sagen, es sey zu strenge, wenn ich nicht wüßte, wer der Mann sey, mit dem ich zu thun habe. Da ich also von Ihnen überzeugt bin, daß Sie nichts behaupten, davon Ihnen der Beweis unmöglich scheint; so fodre ich Sie zum Beweise Ihrer Meynung hiedurch förmlich auf. Zuvor will ich Ihnen aber einige der Stücke im Gellert anführen, die ich zu den erwähnten einzelnen Schönheiten rechne.

In der schwedischen Gräfin gefällt mir nichts, als die beyden Episoden, nehmlich die Liebesgeschichte Steeleys und Amaliens, und das Kosackenmädgen.

Die Sammlung geistlicher Lieder betrachte ich als das beste, so Gellert gemacht hat. Die Uebersetzung des Orakels von Saint Foix verdient den erhaltenen Beyfall. Rechnen Sie hiezu folgende Erzehlungen, als die einzigen, welche nach meiner Meynung gegründeten Anspruch auf den Nachruhm machen können, nehmlich Elmire und Selinde, die beyden Nachtigallserzehlungen, Selinde, Semnon, der Mahler, die glückliche Ehe, das Schicksal, Alcest, Rhynsolt und Lucia, und endlich vor allen die Erzehlung: das Glück und die Liebe; so werden Sie ohngefähr, wie ich glaube, Gellerts Unsterblichkeit beysammen haben.

Sehen Sie, dies ist meine Meynung! Nun beweisen Sie die Ihrige. Ich bin rc.

## Nachschrift.

Haben Sie Wielands Grazien gelesen? Wie gefallen sie Ihnen? Meine Erwartung haben sie nicht erfüllt. Vielleicht ist aber hieran nicht die Schrift allein, sondern besonders der berühmte Name des Verfassers Schuld, der seine Leser schon gewöhnt hat, nichts als etwas Großes zu erwarten.

# Vierter Brief.

In meinem vorigen Briefe sagte ich, Sie suchten mich gleichsam zu bestechen, damit ich Ihrer Meynung seyn mögte. Anjetzt komt mirs fast nöthig vor, daß ich es selbst gegen Sie thue. Denn ich glaube, daß Sie im Grunde vollkommen meiner Meynung sind, und ihr nur aus ich weiß nicht welcher Bedenklichkeit in Ihrer Antwort nicht ganz beytreten wollen. Allein ob ich dies schon in der That fest glaube, so will ich doch so thun, als wären Sie im Ernste von der vollkomnen Wahrheit desjenigen, was ich von Gellerten sage, nicht überzeugt, sondern verlangten wirklich die Beweise darüber von mir.

Allein Sie haben mir einen sehr wichtigen Einwurf über dasjenige gemacht, was ich von dem Einflusse der Journalisten aufs Publikum

kum gesagt habe, den ich erst beantworten muß, zumahl da Sie solches auch von mir verlangen. Ueberdem ist es nothwendig, um die wahren Ursachen, woher Gellerts unaussprechlicher Ruhm entstanden, aus einander zu setzen. Diese werden alsdenn machen, daß Ihnen mein Urtheil über Gellert minder auffallen wird, wie Sie sagen, daß es gethan hat. Allein ich behaupte nochmals, daß es Ihnen nicht wirklich aufgefallen ist, sondern daß Sie sich nur dabey vorgestellt haben, was für ein Geschrey dies Urtheil verursachen würde, wenn Sies unter Ihren Bekandten und Bekandtinnen kund machten, und diese Vorstellung hat Ihnen einen so großen Schrecken verursucht, den Sie nun der Enormität des Urtheils zuschreiben. Ists nicht wahr?

Doch dem sey, wie ihm wolle! Als ich Ihnen den Zustand des Geschmacks in Deutschland schilderte, so wollte ich beweisen, daß unsre Nation eigentlich keinen hätte, und dies aus der Menge, dem Verfahren, und den Wirkun-

gen der Herrn Journalisten ins Publikum. Nicht als wenn ich meynte, Gellert hätte den Leutgen seinen Ruhm zu verdanken, sondern nur um überhaupt zu zeigen, daß die Nation gar keinen Geschmack hat, und man ihr also sicher zuwieder empfinden kann, ohne deswegen ein Mißtrauen in seinen Geschmack zu setzen. Sie machen dabey viel richtige Anmerkungen, von dem, was zu thun wäre, um dem Fehler und der Schwachheit der Nation in diesem Punkt zu Hülfe zu kommen. Ich muß gestehen, bey diesem Menschengeschlechte scheint mir der Schaden unheilbar. Darum wünschte ich vielmehr, daß man bloß dem empfindenden Theile des Publikums, der es eigentlich ausmacht, (denn nicht die wenigen Kunstrichter und Gelehrte formiren es) zeigte: das müßt ihr lesen, wenn ihr euch richtig zu empfinden gewöhnen wollt, und hauptsächlich das, und jenes müßt ihr nicht lesen. Denn der Hauptfehler besteht ohne Zweifel darin, daß alles Gute und Schlechte von Jugendauf untereinander gelesen wird, so daß der Geschmack

schmack nie zu einer Festigkeit und Beständigkeit im Gefühle kommen kann. Uebrigens mag die Schrift kommen, wenn sie will; sie wird stets große Dienste thun, und es hat nichts zu sagen, daß alle Impudenz der Herrn Journalisten dem Publiko jemals das Recht der obersten Instanz wird aus der Hand winden können. Sobald das Publikum sehen kann, wird es diejenigen Spekulatoren, die ihm dasjenige, was Neues aus dem Reiche des Genies ankommt, falsch hinterbringen, verjagen, wenn sie sich nicht bessern, und nur die behalten, auf deren Urtheil es sich verlassen kann. Weil auch alsdenn die meisten selbst werden die neuen Ankömmlinge examiniren wollen, so werden soviel Examinatores ex officio nicht nöthig seyn, und der größte Theil wird seinen Abschied bekommen. Unser itziges Publikum ist ein schlechter König, der in allen Stücken seinen Ministern glaubt, und nach ihren Rapports urtheilt, belohnt oder bestraft. Darum sind auch diese Männer größtentheils so unausstehlich stolz. Wird aber der

König einmal selbst regieren lernen, so solls bald mit diesen aufgestiegenen Meteoren ein Ende haben. Er jagt sie alsdenn den Augenblick ohne weitere Umstände weg. Denn die oberste Macht bleibt ihm allezeit gewiß. Da ist nicht zu besorgen, daß sich der Minister zum Könige aufwerfe. Und zwar kommt dies daher, weil das Publikum la clé du coffre fort hat, aus welchem die Buchführer und folglich auch die Journalisten ihren Unterhalt bekommen. Sobald das Publikum, welches jetzt in diese Minister so vernarrt ist, und sich, wie gesagt, blind von ihnen führen läßt, ihrer überdrüssig wird; so streicht es ihre Namen von der Liste der Soldbekommenden weg, und alsdenn retiriren sie sich von selbst vom Hofe, gerade wie ein abgedankter Staatsminister.

Es ist nun zwar andem, daß Gellert diesen Leuten seinen Ruhm nicht zu danken hat; denn Gellert war älter, als die Periode ihrer großen Gewalt im Reiche der schönen Litteratur. Allein er erwarb ihn durch den Zusam-

mensluß

menfluß andrer Umstände, die eben nicht viel rühmlicher für ihn sind. Ich weiß nicht, ob Sie sich den Zustand der schönen Litteratur in Deutschland, als Gellert aufstieg, recht vorstellen. Erinnern Sie sich einmal der Schriften, die damals heraus kamen. Es war freylich was ganz erbärmliches. Ein gewisser Stuß gab Sammlungen von Mustern der deutschen Dichtkunst heraus. Ich weiß nicht, ob Sie sie gesehen haben; aber das sind mir Muster! — So sahs nun damals in ganz Deutschland aus. Die wenigen alten Guten waren unbekandt, und die neuern waren so erbärmlich, daß nichts darüber seyn konnte. Nun stieg Gellert auf. Seine Werke wurden bis im Himmel erhoben. Woher kam aber das? Es frey heraus zu sagen, lediglich von der Ignoranz und dem gänzlichen Mangel an Geschmack des damaligen Publikums. Das Publikum besteht niemals aus Leuten, die die besten neuern Ausländer gelesen, oder eine wahre Bekandtschaft mit den Alten haben; diese machen nur den geringsten Theil

dessel=

desselben aus. Zu der damaligen Zeit war dies besonders wahr. Man hätte damals das Publikum in Deutschland in das französische und deutsche eintheilen können. Das französische, von welchem noch heut zu Tage viele Mitglieder übrig sind, verachtete alle deutsche Werke und las sie nie. Kein Wunder zu einer Zeit, da Menantes und Amthor unter die besten Dichter gehörten! Allein das deutsche Publikum war von der Lesung solcher Dichter, als Hofmannswaldau, Pikander oder des grösten Theils der Schriftsteller, aus denen Stuß und Weichmann ihre Sammlungen genommen haben, genährt; und eben dies Publikum war es, das allein über Gellerts Schriften urtheilte. Keinen bessern Beweis von dem damaligen jämmerlichen Zustande der Beurtheilungskraft des Publici kann ich Ihnen geben, als diesen, daß es zu der Zeit, da es noch selbst urtheilte, das elendeste Zeug, eine Banise, einen Richey las und bewunderte, und sobald nur etwas erträgliches, wie z. B. Gellerts Werke, erschien, das-

selbe

selbe gleich als göttlich anpries, und als das letzte Ziel des menschlichen Verstandes ansah. Daß sich die Beurtheilungskraft des Publici noch wenig gebessert hat, habe ich Ihnen daraus gezeigt, was anitzt die Herrn Journalisten für eine Rolle spielen, und welchen lächerlichen Gebrauch die Nation von denenselben macht. Also hat -- und das hab' ich Ihnen darthun wollen -- der itzige Geschmack der Nation nicht das geringste, was Sie in Ansehung Ihrer Empfindung gegen Gellerts Schriften zweifelhaft machen könnte, so wenig, als der damalige, wie Gellert auf der Autorbühne erschien.

Vielleicht werden Sie mich fragen: Wie kams, daß die Critici, die nach ihm entstanden, und von denen man doch Einigen wirklich richtigen Geschmack und Kenntnisse zugestehen muß, ihm seinen Ruhm nicht nur nicht genommen, sondern sogar bisweilen dadurch vermehrt haben, daß sie ihre Achtung für ihn an den Tag gelegt? -- Es ist wahr, es giebt in Deutsch-

land

land Journalisten, die Geschmack haben, und ich glaube gar nicht, daß alle die Thöne, so die Herrn angeben, lauter Mißthöne sind. Allein ich will ihnen sagen, wie es damit gieng.

Wir wollen den Fall setzen, daß in eine Stadt Inspectoren kommen, die die Mißbräuche, so sich daselbst eingeschlichen haben, bessern, und zumal neue verhindern wollen. Sie finden in derselben einen Mann, der eine große Autorität hat, und, ob er gleich an vielen Mißbräuchen Schuld gewesen, dennoch itzt davon absteht. Der Mann, hoffen sie, wird bald abgehen, und überdem, was geschehen ist, ist geschehen; das können sie nicht mehr ändern. Der Mann hat einen gewaltigen Anhang; großes Lärmen wegen des Vergangnen anzufangen, möchte ihnen also gefährlich werden. Daher schweigen sie lieber, zumahl da dies nicht der eigentliche Zweck ihrer Commission ist. Sie nehmen also ihre Maaßregeln nur in sofern, daß solche Unwesen nicht wieder entste-

hen können. Sehen Sie, so gings unsern Journalisten! Sie fanden Gellerts Ruhm so ausgebreitet, so erstaunend vest gegründet, daß sie alle Ursache hatten zu befürchten, daß sie nie gelesen würden, wenn sie den Mann getadelt hätten. Die Ehrfurcht und närrische Bewunderung für Gellert hatte sich schon von Vater auf Sohn fortgepflanzt, und war in diese junge Gemüther schon so tief eingewurzelt, als jedes andre Kindheitsvorurtheil. Ich versichere Ihnen, bey solchen Umständen hätte es kein Journalist wagen dürfen, sich gegen dieses von der Nation aufgerichtete goldne Kalb zu erheben. Er wäre gleich cassirt worden, und das Publikum würde seine königliche Würde wol zu behaupten gewußt haben. Durch diesen Zusammenfluß von Umständen ist Gellerts unverdienter Ruhm entstanden, und hat sich immer in eben dem Maaße erhalten, und zwar um desto mehr, je schlechter der Geschmack der Nation ist. Denn je seichter der Leser, je besser wird ihm Gellert gefallen, weil dieser ein äu-

ßerst seichter Dichter ist. Und in so fern Gellert von den auf ihn folgenden Kunstrichtern geschont und in seinem Posten erhalten ist, kann man auch sagen, daß er ihnen gewissermaßen seinen noch itzt daurenden Ruhm zu danken hat.

Sie suchen, mein liebster Freund, schöne Stellen im Gellert auf, um den Geschmack der Nation zu rechtfertigen, oder um sich denselben nur begreiflich zu machen. Ich lobe Sie darum; es zeigt von Ihrer strengen Behutsamkeit im Urtheilen. Es mag Ihnen auch wol manchmahl eine Stelle aufstoßen, die Sie reitzend genug finden, um einzusehen, daß man den, von dem sie kommt, für einen guten Dichter halten könne. Allein erstlich, wie selten sind sie! und alsdenn wollte ich fast wetten, daß die wenigsten von Gellerts Verehrern diese Stellen bey ihrer Bewunderung vor Augen haben. Ja, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, sich mit ihnen zu unterhalten, so werden Sie fast immer finden, daß just das aller-

allerschlechteste das ist, was sie entzückt. Ein neuer Beweis von der Art des Ruhms, den Gellert erlangt hat. Er ist, wie Sie sagen, der Dichter der Dorfpastoren und ihrer Töchter und andrer Leute von diesem Caliber. Fragen Sie sie einmal, was ihnen am besten darinn gefällt; es wird die Fabel von dem Hute, von dem Tanzbähr, oder von dem grünen Esel seyn.

Nachdem Sie sich nach schönen Stücken im Gellert müde gejagt haben, führen Sie mir acht oder zehn Stücke als gut an. In der That sind es die besten darinnen, und größtentheils gut zu nennen. Allein zeichnet sich in einer einzigen etwas so vortrefliches aus, das da meinen Satz, er sey ein Dichter ohne Genie, umstoßen könne? Doch gesetzt, alle, die sie mir angeführt haben, wären sehr gut, was wäre das weiter? Wo ist der Mann, der unter einer Menge von Fabeln und Erzählungen nicht einige gute haben sollte? La Motte hat deren eine viel größere Anzahl, wie Gellert,

in seinen Werken, und dennoch rechnet man ihn kaum unter die Fabeldichter, geschweige unter die guten. Sehen Sie, ich könnte, wenn ich wollte, ohne weitern Beweis urtheilen, daß Sie gerade meiner Meynung sind, und Gellerten auch für einen mittelmäßigen Schriftsteller, für einen Dichter ohne einen Funken von Genie halten. Ich würde auf die Art eines weitern Beweises überhoben seyn. Allein Sie wollen ihn haben. Vielleicht nicht für sich, sondern für einige von denen Anhängern Gellerts, die ihre Freunde sind, um sie unter meinem Namen nach und nach zu bekehren. Das kann ich nun endlich wohl thun; wie leicht wird mir nicht der verlangte Beweis werden! Ich weiß nur nicht recht, wo ich anfangen soll. Es ist Gellerten gegangen, wie allen Stümpern; sie finden sich gleich stark in allen Gattungen, und schreiben daher auch in allen ganz getrost. Dahingegen der Dichter von Genie, wenn er kein Voltaire ist, sich fühlt, und in seinen Schranken hält. Ich muß Gellerten in sieben

oder

oder acht Theile zerschneiden, wenn ich über ihn urtheilen soll. Ich finde in ihm den Fabeldichter, den Lehrdichter, den geistlichen Oden, nicht doch! Gesängedichter, den Schäferdichter, den Briefsteller, den Romanen- und endlich den komischen Dichter. Welchen soll ich nehmen? Alle? das wird weitläuftig, und doch hat er in allen noch seine Bewunderer, die ihn auch allerdings im Roman, in Briefen und in der Comödie goutiren.

Ich will ihn kürzlich zu durchmustern suchen, und das, was offenbar schlecht ist, als das leichteste zuerst vornehmen.

Daraus, liebster Freund, daß die Nation Gellerts Briefe als Muster angesehen hat und noch ansieht, können sie sehen, wie dieselbe urtheilt. Denn soviel ich mich noch aus meiner Kindheit zu besinnen weiß, machten sie ein großes Aufsehen, als sie herauskamen, und man setzte sie ohne Umstände -- stellen Sie sichs einmal vor! -- den Briefen der Frau von Sevigne an die Seite. Und auch noch

heut zu Tage werden Sie finden, daß ganz Deutschland von Bewundrern und Nachahmern dieser elenden Briefe wimmelt. Ich werde unter andern mit ein paar solcher Correspondenzen im Gellertschen Thon geplagt, die ich nicht gut abschaffen kann, und wovon ich die Briefe nicht ohne Furcht für den Ekel, der mir bey ihrer Lesung ankommen wird, erbreche. Wenn irgend ein Mensch zu etwas nicht gebohren war; so war es Gellert zum Witze nicht, und dennoch (daraus können sie den gänzlichen Geniemangel des Mannes recht sehen) trachtete er nach nichts mehr, als darnach, drollicht und naif zu seyn. Ich bitte Sie, ums Himmels willen, betrachten Sie nur, mit welchem Erfolge. Ich will die Beyspiele aufs Gerathewohl in seinen Briefen aufsuchen; ich stehe dafür, ich finde ihrer den Augenblick so viel, als ich haben will. Lesen Sie folgendes:

Liebe Mama! Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmahlen lassen, und Sie möchten das Bild gerne

gerne haben, und ich wollte es Ihnen eben so gerne schicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. — „Wo hast du's denn hingethan?“ — Wo ichs hingethan habe? Ich hab es — soll ichs Ihnen sagen? meine liebe Mama? — Ich habe es — Sie nehmen mirs doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. — „Geschwind laß dirs wieder geben und schicke mirs.“ — Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weiß, weinte ich nicht alsdenn selbst mit. Ich bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn.

Ich wollte weiter abschreiben, aber es ist mir unmöglich. Mich ekelt für das fade Zeug. Dies ist alles, was ich davon sagen kann. Lesen Sie nur den übrigen Theil des Briefes, und sehen Sie, ob Sie etwas anders darin finden, als eine steife und lächerliche Affectation, witzig und artig seyn zu wollen, wenn einem auch die Natur jede kleine Anlage dazu versagt hat. Sind Sie neugierig, noch eine Probe von Gel-

lerts artigem Witze im Briefschreiben zu sehen? Ja, ja, Sie müssen. Sie wollen ja Beweise haben! Sehen Sie den 40sten Brief: An den Rittmeister von B. an:

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten – Was mache ich doch! Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeister, daß ich Sie Ew. Excellenz genannt habe. Indem ich den Brief anfangen will; so stelle ich mir vor, wie Sie einmal als General aussehen würden. Ich sahe Sie in einem Gesichte mit großen Falten, und in den Minen, wo sonst Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herschten itzo das Alter und der Krieg. Sie trugen eine schwarze Perüke, und sahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich stehe nach meiner Meynung vor Ihnen, und weil ich in der Angst nicht weiß, was ich sagen soll, so fange ich in Gedanken an zu sagen: Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen — und

in Gedanken schreibe ich diese Worte aufs Papier.

Ich bitte Sie, mein Freund, welche Albernheit! wie abgeschmackt! Auch setzt er hinzu: Es ist mir auch ganz lieb; denn bey dieser Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeschrieben. Ja wohl, nur derjenige, der gar nicht weiß, was er schreiben soll, ist fähig solche elende Einfälle hinzusetzen. Meines Erachtens hätte er besser gethan, wenn er gar nicht geschrieben, noch weniger aber seine Schreiberey der Welt vorgelegt hätte.

Im 49ten Briefe schreibt er unter andern faden Zeuge: Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finstere Mine! — aber ich sehe ja nicht stets finster aus, u. s. w. bis ans Ende. Eben fällt mir, unter andern abgeschmackten Briefen, auch der funfzehnte ein.

Wenn ich mir vorstelle, daß Bewundrer von Gellert dies lesen sollten, was würden sie erstaunen? Denn ich wollte fast wetten, (so kenne ich die Leute!) daß ich diejenigen Briefe unter vielen getroffen habe, die ihnen am meisten gefallen, die sie am mehrsten goutiren, und besonders nachzuahmen suchen. O über die Geschmackvollen Leute! Ueber die Leute, deren Beyfall schmeichelhaft ist! Wenn nun aber einige seyn sollten, die auf einmal einsähen, daß dieses abgeschmacktes Zeug ist; so werden sie doch sagen, daß das eben so arg nicht müßte getadelt werden, man schriebe ja wol so was an seine Freunde. Ich bedaure die Freunde sehr, denen man so was schreibt; ich weiß wol, ich würde mich für eine solche Correspondenz sehr bedanken. Das Postgeld dafür würde mich dauern. Aber laß das auch seyn! Giebt man, wenn man nur ein wenig Geschmack hat, solche Briefe heraus? Und welches noch ärger ist, gleichsam als Muster von Briefen?

In der That, man thäte sehr wohl, wenn man sich gegen Gellerts Briefe laut erhübe; denn sie richten mehr Schaden an, als es sich denken läßt. Nicht allein entsteht unter dem gemeinen Haufen ein abgeschmackter Briefstyl, der da macht, daß ich allemal in dubio zittere, wenn mir jemand seine Correspondenz anträgt, oder wenn ich derselben benöthigt bin; sondern unsre besten Köpfe verfallen in den lächerlichen Fehler, und werden fade Briefsteller. Weil nun aber einmal die Nation von diesem Geschmack angesteckt ist, so geben sie dann ihre Correspondenzen heraus, welche Käufer, Bewundrer und Nachahmer finden, und auf die Art pflanzt sich der schlimme Geschmack in Deutschland fort. Wenn solche Nationen, wie die Franzosen und Italiäner, in deren Sprachen man Gellerts Briefe, aus GOtt weiß welcher Blindheit, übersetzt hat, sie lesen, was müssen sie von dem Volke denken, das solche Albernheiten als schön, als Meisterstücke ansehen kann. O Bouhours, Bouhours,

wie würdest du deinen Satz bewährt finden, wenn du Hubers Uebersetzungen von Gellertschen Sachen läsest!

So unausstehlich übrigens das Scherzhafte in diesen Briefen ist, das Gellert überall gesucht hat, eben so sind es die wenigsten ernsthaften Briefe, die in dieser Sammlung stehen.

Im achtzehnten Briefe an einen Pastor, der ihm seine Gedichte zur Beurtheilung überschickt hatte, will er die Pille versüßen, die er genöthigt ist, ihm zu geben, nehmlich, daß die Gedichte mittelmäßig sind. Wie ungeschickt er dies macht, urtheilen Sie aus folgender Stelle:

Gott! was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenk des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche Stunde erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben die Dienste. Ich traue es ihr wenigstens zu.

Stellen

Stellen Sie sich einmal vor, daß dies Leute an einander schreiben, die sich nie gesehen haben, sondern nur durch einen gewöhnlichen Briefwechsel mit einander bekandt sind, und sagen Sie denn, ob dieser Enthusiasmus nicht affectirt und lächerlich ist? Heißt das nicht diese auch in der wärmsten und längstgeprüften Freundschaft fast schwärmerische Empfindungen mißbrauchen, und dadurch ins Alberne verfallen?

Was würde die Welt, fährt er fort, die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns denken, wenn sie uns reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? (Gerechte Besorgniß! die aber alsbald sehr bündig gehoben wird.) Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigene Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden.

Nachdem er nun seinen Freund durch dies fade Geschwätz sattsam gelabt hat, so kommt er endlich auf seine Gedichte. Nach solchen feinen Wendungen hats nichts zu sagen, daß dieser Mann könne böse werden, wenn er ihn auch tadelt. O mein Freund, lassen sie uns das Buch zumachen! Es ist genug, es ist genug.

Wenn sie aber Lust haben, ein Muster von der Art zu sehen, wie eine bittere Pille muß versüßt werden; so will ichs ihnen aus meinen Freunden, den Alten, vorstellen. Nicht im Plinius, den ich auch nicht gut leiden kann, nein, im Cicero finden Sie dies Beyspiel. Cicero, nach einigen in Cilicien erhaltenen Vortheilen, hielt beym Senat darum an, daß deswegen ein Dankfest angestellt würde, und empfiehlt die Sache dem Cato. Dieser aber, anstatt die Sache zu begünstigen, spricht im Senat dawider, und stattet selbst dem Cicero von dem, was er gethan hat, Rechenschaft ab. Lesen Sie diesen Brief und des Cicero Antwort geschwind wieder, wenn sie Ihnen im Geiste nicht gegenwärtig sind.

Sie finden sie im 15ten Buch ad Fam. Epist. 5 & 6. Schwärmt Cato, der Stoiker, etwa? Sehen Sie nur, sehen Sie nur, welche Feinheit, und mit welcher Würde vereinigt! Es ist wahr, das waren Staatsmänner, Leute, deren Ansehen und Größe der Macht unsrer Könige glich. Aber zween Gelehrte in den Jahren brauchten, dächte ich, doch auch nicht wie die Kinder an einander zu schreiben, und könnten sowol, wie zween Staatsmänner, Würde mit Feinheit verbinden, wenn sie anders die dazu nöthige Beredsamkeit und Einsicht hätten.

So viel von den Briefen. — Von den Comödien verlangen Sie doch wol keine Beurtheilung? So närrisch, als die Bewunderung für Gellerten in Deutschland ist, so kenne ich doch viele Leute, welche einsehen, daß seine Lustspiele sehr mittelmäßig sind. Meiner Meynung nach sind sie unter aller Critik. Denn wo doch weder Handlung, noch Plan, Dialog und Character was taugen, was soll man dazu sagen?

Es ist auch nicht Ein erträglicher Auftritt darinnen. In der Betschwester ist der Character noch gezeichnet, wie er sich von einem alltäglichen Beobachter bemerken läßt, und gemahlt, wie ihn etwa ein gewöhnlicher Sudler mahlen könnte. Bey den übrigen aber ist es nöthig, darunter zu schreiben, was sie vorstellen sollen. Und das Abgeschmackte in dem unschuldig-naif und witzig seyn sollenden ist so sehr ohne alles Maaß und Ziel darinnen ausgestreut, daß es für einen Menschen, der nur ein wenig Gefühl hat, unmöglich ist, sie zu lesen. Lieber des Herrn von Petrasch Lustspiele, oder jenes Pommeraners Polydor! da muß man doch manchmahl über den Unsinn des Schriftstellers lachen. Aber auch dies fällt hier ganz weg. Finden Sie etwa das Urtheil zu strenge; gut, so machen Sie sich die Freude, und lesen Sie das Loos in der Lotterie, die kranke Frau, oder die zärtlichen Schwestern. Wiederlegen Sies, wenn Sie können; ich meyne, ich will mich noch vertheidigen. Ohngereitzt

aber

aber kann ichs nicht zuwege bringen, daß ich mich in eine Critik solcher seichten Geschwätze einlassen sollte.

Sie schreiben mir da von, ich weiß nicht welchen, schönen Stellen in der *schwedischen Gräfin*. Den Roman habe ich in meiner Jugend gelesen, und weiß mir nur noch soviel daraus zu erinnern, daß ich ihn schon damahls ekelhaft und unerträglich matt fand. Unmöglich kann ich ihn anitzt durchlesen, um zu sehen, ob er einige Achtung verdient. Ich finde aber noch stets Leute, die ihn rühmen. Sie selbst loben mir was daraus. O thun Sie mir doch den Gefallen, und schreiben mir ein wenig, was denn eigentlich daran ist. Aber aufrichtig, ohne falsche Schonungen und Bedenklichkeiten! Denn auf Ihr Urtheil solls ankommen, ob ich ihn noch einmahl lese oder nicht. Sollte wol Gellert im Roman etwas seyn? Ich kann mirs kaum vorstellen. —

Von Wielands Grazien wollen Sie meine Meynung wissen, wie ich aus Ihrer Nachschrift

schrift sehe. Herr Wieland schreibt viel; es ist unmöglich, daß alles gleich gut sey. Mir scheinen diese Grazien mit vieler Nachlässigkeit gedichtet zu seyn, sowol im Plane, als in der Einkleidung. Von den Ursachen und Wirkungen der Polygraphie, die unsere Dichter ansicht, sobald sie berühmt werden, liesse sich viel sagen. Ich fürchte, Herr Wieland wird sich nicht genug für diesen Stein des Anstoßes hüten, und viel Mittelmäßiges unterlaufen lassen. Indessen ist Wieland immer ein Genie und ein großer Kopf.

Fünf-

# Fünfter Brief.

Ich will nur offenherzig seyn, mein Freund! Was hilft alle Verstellung gegen einen Mann, der ins Innerste des Herzens sieht? Sie haben Recht; ich betrachte Gellerten mit eben so ungünstigen Augen, wie Sie, und halte ihn für einen unsrer mittelmäßigsten Dichter. Ihr letzter Brief hat mich in dieser Meynung vollends bestärkt, und ich habe mich bey dessen Durchlesung nicht wenig vergnügt. Wahrlich, ich kann die Verblendung der Leute nicht erklähren, die so einfältig seyn und einen Schriftsteller zu ihrer Lieblingslecture erwehlen, ja wol gar verlangen können, daß ihn andre gleichfalls dazu erwehlen sollen, der, wenn er, ich will nicht einmal sagen, mit einem Griechen oder Römer, nein! nur mit einem neuern Ausländer in Vergleichung gezogen wird, auch

nicht das allergeringste Verdienst übrig behält.

Sie haben recht, wenn Sie mein Aufsuchen einiger guten Gellertschen Stücke ein Jagen benennen, so ich darnach angestellt. An dem Werthe derselben können Sie sehen, daß ich nicht zu ekel in der Wahl gewesen bin, sondern alles aufgerast, was ich nur irgends finden konnte. Ohne dies würde ich vielleicht nichts erhalten haben. (Uebels Kennzeichen für den Dichter, wenn eine strenge Auswahl nicht einmal bey ihm statt findet! --

Hätte ich doch die unglückselige schwedische Gräfin nur nicht gegen Sie erwähnt! Welch eine Arbeit, so Sie mir aufgelegt, diesen Roman -- denn so nennt man ja das Buch -- nochmals durchzulesen, und Ihnen mein Urtheil darüber mitzutheilen! -- Ich habe mich derselben unterzogen, und sie auch endlich glücklich überstanden. Es gieng mir aber dabey, wie einem, der eine wiederliche Arzney einnehmen muß, und, anstatt damit zu eilen, sie im

Munde

Munde behält, und dadurch die ekelhafte Empfindung verdoppelt. Ich laß einen ganzen Tag an dem Buche, und noch itzt kann ich den davon übriggebliebenen faden Geschmack nicht ganz verwinden. Hunc diem perdidi,

Der ganze erste Theil ist das abgeschmackteste, was nur jemals geschrieben worden. Aus welchen längstvergeßnen französischen Memoires mag doch der gute Mann den Inhalt zusammengestoppelt haben! Die Geschichte der Mariane und des Carlsons ist gänzlich eines englischen Heldenromans aus jenen Zeiten würdig, da der Graf Douglas unter die Lieblings-Schriften des Landes gehörte. Wie konnte ein in Absicht des delikaten Geschmacks und des moralischen Gefühls so gepriesener Mann, wie Gellert, ein so fatales Sujet zu dieser Episode erwehlen, als die Vermählung zweyer Geschwister ist! Es ist wahr, sowohl Alte als Neuere haben, obgleich selten, die Liebe unter Blutsverwandten in die Dichtkunst einzuführen gesucht. Allein, vorausgesetzt, daß es er-

laubt sey, so ist dies ein solches Sujet, bey dessen Bearbeitung die größte Behutsamkeit angewandt werden muß, und wo der Dichter besonders die Pflicht auf sich hat, alle mögliche Kunstgriffe und Geheimnisse der Dichtkunst zu erschöpfen, um seine Gegenstände in den Grenzen des Adels zu erhalten, welcher auch sogar über die niedrigsten Materien verbreitet seyn muß; sollen sie anders gefallen. Ueberdies ist es noch eine große Frage, ob es für unsre Zeiten recht schicklich ist, solche Sujets zu erwehlen. Die Alten waren durch die nachgebende Gefälligkeit ihrer Religion und durch die Denkungsart ihrer Zeiten, so zu sagen, berechtigt, minder zärtlich in der Wahl solcher Gegenstände zu seyn. Allein nach unsern Religionsbegriffen und der vielleicht zu weit getriebenen Delicatesse unsers Jahrhunderts beleidigt ein solches Sujet ohne Zweifel einen jeden, der sich, als ein vernünftiger Mann, nach den Sitten seiner Zeit gebildet hat, und also auch in dem Geiste seiner Zeiten unterhalten seyn will; es

sey

sey denn, daß man ihn in eine Gesellschaft von Alten führt, da es denn seine Schuldigkeit ist, sich in die Denkungsart derselben zu versetzen. Eben diese Unbehutsamkeit, eben dieser Mangel an Kenntniß des moralischen Gefühls der itzigen Welt, woran unsre mehrsten Schriftsteller krank liegen, sind Schuld, daß es noch so viel Leute giebt, die einen unerklährbaren Wiederwillen gegen alle Romane und Comödien haben. Verständen alle unsre Dichter, so wie einige darunter, die Kunst, sich nach dem sittlichen Gefühl der Nation über das Schöne und Heßliche, oder vielmehr über das Anständige und Unanständige, zu richten: bedächten sie, daß dieses seltner seinen Grund in der Natur, als in der eingeführten Gewohnheit hat: und studirten sie mehr die Gesetze dieser Gewohnheit, welches eigentlich die Kenntniß der Welt heißt; so würde ohne Zweifel ein großer Theil ihrer Klagen über den Kaltsinn der Nation gegen ihre größten Gei-

ster(*) wegfallen. Man findet die Wahrheit meiner Bemerkung an der Lessingischen Minna bewährt, welches Stück, da es vollkommen in dem Geschmack der deutschen Sitten abgefaßt ist, von Leuten gelesen und bewundert worden, die im übrigen sehr gleichgültig gegen Schriften von dieser Gattung sind.

Verzeihen Sie mir, geliebter Freund, diese Ausflucht, wozu ich durch das Urtheil einer Dame von vieler Welt bewogen worden bin, die, ob sie gleich sonst Gellerten ausnehmend liebte, dennoch die erwähnte Episode in seiner schwedischen Gräfin sehr anstößig fand.

Der zweyte Theil ist in der That merklich besser, als der erste, und ich wiederhole mein Urtheil über die beyden angepriesenen Stellen, die ich noch stets ganz artig finde. Allein für einen Mann, der die Lesung mittelmäßiger oder schlech-

(*) Siehe Herrn Jacobis Brief an Herrn Kloz.

schlechter Schriften zu den muthwilligen Sünden rechnet, ist der Roman dennoch nicht der Zeit werth, die man dazu anwenden müßte. -- Wann werden wir doch mehr Agathons erhalten, damit wir nicht ferner genöthigt sind, die schwedischen Gräfinnen, oder die Grafen von P. unter die Zahl unsrer Romane zu setzen? Die letztere Schrift ist nach Verdienst von den Berliner Bibliothekaren für ein schlechtes Buch erklärt worden. Warum urtheilt man nicht eben so von der schwedischen Gräfin, die um kein Haar besser, und noch stets unter dem Namen eines Musters in den Händen der Jugend ist?

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin; so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdenn verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Mit diesen eignen Worten Gellerts, bey Gelegenheit seiner Beurtheilung der in den Be-

lustigungen von ihm eingerückten Fabeln, will ich meine Critik der schwedischen Gräfin beschließen.

Eben diese Beurtheilung aber erinnert mich daran, Ihnen zu sagen, daß Sie Gellerten noch nicht einmal von allen seinen Seiten betrachtet haben. Wissen Sie denn nicht, daß er auch Critikus war? Ja, und zwar ein Critikus, deren es nicht viel giebt. Ich bitte, lesen Sie einmal die Critiken über seine Fabeln, und dann sagen Sie mir aufrichtig, kann eine Critik trivialer seyn? Enthalten sie etwas mehr, als kritische Kleinmeistereyen? Worinn sind sie mehr von der Aesthetik in einer Nuß, welche auch die Worte tadelte und die Sachen übersah, unterschieden, als in der Güte der Gegenstände? Es ist wahr, Gellert besaß etwas Gefühl, und dies machte, daß er leicht das Rauhe in der Schreibart und die kleinen Auswüchse und Nachlässigkeiten merkte, die sich beym Dichten einschleichen, und nur an einem Gellert unverzeyhlich sind; erhebt ihn denn aber

dies zum Critikus, wie manche seiner Bewunderer wähnen? Dieses Gefühl und die Leichtigkeit es zu entwickeln ist nur bey uns Deutschen so was seltenes. Ohne der Griechen zu erwähnen, welche eben dies Gefühl zu der Liebenswürdigsten unter allen Nationen machte, weil sie vollkommner, als jede andre, darin war, will ich nur der Italiäner gedenken. Es werden wenig wohlgezogne Männer in Italien seyn, die nicht damit und vielleicht in weit größerm Grade begabt sind, als Gellert. Wer rechnet denn solche unter die Kunstrichter?

Meinhard (einer der achtungswürdigsten schönen Geister in Deutschland) hatte, deucht mir, ein viel feineres Gefühl, als Gellert. Wäre dies aber nicht mit ausgebreiteten und gründlichen Kenntnissen, wäre es nicht mit der Wissenschaft begleitet gewesen, Beobachtungen zu machen, Vergleichungen anzustellen, und darauf Grundsätze zu errichten; so würde er

den Namen eines Mannes von Geschmack, nicht aber, wie itzt, eines scharfsinnigen Kunstrichters, eines unvergleichlichen Uebersetzers verdient haben.

Kein größerer Beweis, wie wenig die Nation gebildet ist, als dieser, daß sie Critiken bewundern, und für Muster anpreisen kann, deren sie, wenn sie gebildet wäre, täglich zehne zu fällen im Stande seyn müßte. Aber so gewiß ist auch der Satz, daß die gar zu große Bewunderung einer Sache jederzeit in den begränzten Einsichten des Bewunderers ihren Grund hat. --

Eben erzählt mir der Freund eines unsrer liebenswürdigsten Dichter in Norden, daß dieser gleicher Meynung mit mir über Gellerts kritische Versuche ist. Freuen Sie

sich mit mir, mein Liebster, daß die blinde Anbetung Gellerts doch nicht so allgemein zu seyn scheint, als man aus dem ehrerbietigen Stillschweigen unsrer beßten Köpfe von Gellert beynahe schließen möchte.

---

## Sechster Brief.

Sie erinnern mich an die Critiken Gellerts über seine Fabeln in den Belustigungen, an die ich nicht gedacht habe. Wie sollte sonst ich, der ich in Leipzig studirt habe, Gellerten nicht als einen Kunstrichter kennen? Er war der allgemeine Kunstrichter in der Stadt und im Lande, und, so wie man sagt, daß, wenn in Italien ein Violinist aufsteigt, er erstlich hinreist und sich vor Tartini in Meyland hören läßt, als vor dem Patriarchen aller Geiger; so stund kein Dichter in Sachsen auf, der nicht erst um den Beyfall dieses in den Augen der Sachsen infallibeln Pabstes des Parnassus und Stadthalters des Apolls auf Erden buhlte. Ich war schon damals bey weitem kein Bewundrer von ihm, und habe also seine Collegia, und besonders die berühmte Moral nicht gehört, aber ich bin doch in einige pro hospite gegan-

gegangen, und da hörte ich ihn öfters Gedichte von aufkeimenden Dichtern vorlesen, die ihm ihre Bewundrung zollten. In dem, was die Sprache und den mechanischen Bau des Verses betraf, ließen sich seine Critiken wol hören, aber im übrigen waren sie äußerst seicht. Nun hätten Sie einmal die Freude desjenigen sehen sollen, dessen Gedichte aus dem Munde dieses Orakels gelobt wurden, und die Bewunderung, die ihm ein solches Lob von Seiten gewisser Gellerten anhängenden Landsmannschaften zuwege brachte; Sie hätten gewiß recht herzlich gelacht. Daß ich Ihnen das Ansehen, worinn er, als Critiker, in Leipzig stand, recht geschildert habe, davon giebt Avenarius seine Dedication an Gellert, vor der lateinischen Uebersetzung des Murners in der Hölle, einen gedruckten Beweiß ab. Werden da nicht seine Entscheidungen den Entscheidungen Apolls gleich gesetzt? Die Dedication wäre artig, wenn sie an einen bessern Dichter und Kunstrichter, an einen Ramler, geschrieben wäre. Uebrigens

war

war er außerordentlich pedantisch in seinen Urtheilen, und das Genie, welches er nicht besaß, kannte er auch gar nicht an andern. Voll von seinem Batteux, den er immer laß, konnte er nur darnach, und nach dazu bloß stümperhaft urtheilen. Das sieht man auch deutlich aus seinen kritischen Arbeiten, die sie anführen, und besonders aus der dem Schäferspiele, das Band, vorgesetzten Beurtheilung. Das Band, ist ein schlechtes fades Stück; aber nicht in dem Betracht, in dem es der Verfasser ansieht. Wäre das Landleben überhaupt, sagt er, das Schäferleben der Poesie; so würde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dies kann ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Das ist gar nicht wahr, und alles, was er in der Folge zu Bestätigung dieses Satzes sagt, ist es gar nicht, was das Band zum erbärmlichen Gedichte macht. Es ist schlecht, weil kein Funke von Feuer, von Interesse, von Lebhaftigkeit darinnen ist, und weil das ganze

Stück

Stück nichts als eine wässerichte, naif seyn sollende Reimerey ist. Das konnte aber Gellert, als einer, dem jeder Funken vom Genie fehlte, gar nicht sehen; also verglich er sein Stück nur mit denen ihm aus den Franzosen etwa bekannten Regeln und Beyspielen, worinn er selbst nichts weniger als das, was etwa gut und genievoll darinn war, entdecken konnte. Da, wo er nun im Bande Abweichungen sah, glaubte er Fehler zu bemerken.

Allein, das Band, das Band, wird man sagen, das ist ein schlechtes Gedicht, man weiß es; es sey es, warum es will. Aber Silvia ist doch gut. -- Meines Erachtens ist eins nicht viel besser, wie das andre. Das eine ist sowol als das andere ein Werk von einem ganz Genielosen Reimmacher. In diesem hat er nur das, was er als Fehler erkannte, mehr zu vermeiden gesucht. Läßt es sich deswegen lesen? Nicht im geringsten. Denn, wenn nun auch der Plan etwas besser wäre, als er in jenem ist; ist er deswegen im geringsten besser benutzt? Finden

Sie

Sie eine einzige interessante Scene darinn? Ist es nicht alles bis zum Einschlafen matt, vom Anfange bis zum Ende? In den Versen steht just nichts albernes, aber wo ist eine Stelle, in der die Personen etwas wahres, etwas empfindungvolles sagen? Guarinis Pastor Fido ist bey weitem nicht mein Leibgedicht. Es ist unerhört weitschweifig und an tausend Stellen recht albern witzelnd. Aber der Guarini hat doch Genie. Wenn nur ein Schatten von dem Guten, das Guarini hat, in Gellerts Silvia zu finden wäre, so ließe ichs gelten: und dies könnte um desto eher seyn, da die Anlage beyder Stücke viele Aehnlichkeit hat. Mirtill und Damöt buhlen in beyden Stücken um eine verstellte Spröde, welche sie im Geheim liebt. Es ist gut, daß der Italiäner sein Stück ausgedehnt und verwickelt, das Interesse wichtiger gemacht, und die Personen in etwas geadelt hat. Aber deswegen befinden sich die Hauptpersonen doch in einerley Situationen. Und gesetzt, die Stücke wären verschieden angelegt, die

die Personen unterschieden sich in beyden von einander, und drückten sich in beyden ihrem Stande, ihrer Situation und dem Thone des Stückes gemäß aus; so müßte doch dies alles auf eine den Leser interessirende Art geschehen. Guarini ließ sich von dem übeln Geschmack seiner Zeiten hinreißen, und sein Myrtill klagt bisweilen ordentlich aberwitzig. Aber, wo er sich der Natur überläßt, wie pathetisch, wie rührend ist er nicht da! Und Amaryllis, wie vortreflich klagt sie nicht bisweilen ihr Unglück! Aber in unserm bis im Himmel erhobnen Reimer, wo findet sich da nur ein Schatten von so etwas? -- Welche Wahrheit in diesen Klagen des Guarinischen Myrtills! Act. 3. Scen. I.

O prima vera, gioventù de l'anno,
Bella madre di fiori,
D'herbe novelle e di novelli amori;
Tu torni ben, ma teco
Non tornano i sereni
E fortunati dì de le mie gioje:

Tu torni ben, tu torni;
Ma teco altro non torna,
Che del perduto mio caro tesoro
La rimenbranza misera e dolente.
Tu quella se', tu quella
Ch'eri pur dianzi si vezzosa e bella,
Ma non io gia quel ch'vn tempo fui
Si caro agli occhi altrui.

Kann wol ein Liebhaber, der einmal im Frühling bey seiner Schönen glücklich gewesen ist, bey der Wiederkehr eben dieser Jahreszeit seinen tiefen Schmerz über das verlohrne Glück schöner und wahrer ausdrücken? Und die Scenen: Care selve beate und Mirtillo, Mirtillo, anima mia, wie voll von vortreflichen Zügen, die die Thränen mit Gewalt heraus locken! Auch ist die Erzählung, die Mirtill von dem Glücke macht, das er bey seiner Schönen in Elis gehabt hat, ganz vortreflich, 2ten Akt, 1ste Scene. Es hat zwar das Schäferspiel des Guarini einen Anstrich von Tragischem, welchen Gellert seiner Silvia nicht hat geben wollen.

wollen. Aber es muß doch auf alle Fälle ein Schatten von Interesse seyn, das aus den Empfindungen der spielenden Personen entsteht, die der Dichter nach der Farbe, die er dem ganzen Stücke geben will, ausdrücken muß. Denn es ist doch kein Possenspiel, das sich bloß durch die auf einander folgenden närrischen Einfälle empfehlen wollte. Sein Damöt klagt ohnehin; wenn nun Gellert nur das mindeste Genie gehabt hätte, so hätte er ihn nicht so albern klagen lassen, wie er thut, sondern wahr und rührend, obgleich minder pathetisch und schwermüthig, als der Mirtill des Guarini. Ueberhaupt ist es mit unsern Schäferspielen so etwas. Wir haben ihrer ein halb Dutzend, die für gut passiren, sie sind aber in der That unausstehlich fade, und noch neuerlich hat einer von unsern guten Dichtern eins herausgegeben, das ich zu Ehren des Gottes des Geschmacks aus seinen Werken heraus geschnitten und in den Ofen geworfen habe. Was macht man sich denn wol für eine Idee von dieser Dichtungsart? Hält man

sie für leicht? Sie ist eine von den schweresten, eben weil man so wenig natürliches und anziehendes Interesse damit verbinden kann. Man muß eine Kunst dabey verwenden, die mir, ich gestehe es, die ganze Gattung nicht werth zu seyn scheinet. Aber stellen Sie sich nun einmal vor, wie weit das über Gellerts Kräfte war. Ich weiß nicht, was ihn dazu verführt, sich hierauf zu legen. Etwa weil man geurtheilt hatte, er besäße Naivetät. Aber wie lächerlich war nicht dies Urtheil, und wie wenig hätte nicht der Mann demselben beypflichten sollen. Sein Orakel, wo ihm alle Näivetäten von dem Naivsten unter den Franzosen vorgemahlt worden sind, ist eine gute Copie, weil er wirklich einen leichten Vers machte. Aber selbst Schäfergedichte zu erfinden, das war er so wenig im Stande, als irgend etwas zu erfinden, in welcher Gattung es auch sey.

Soll ich Ihnen noch weiter über den Mann vorschwatzen, da wir beide einerley Meynung sind? Ja, mein Freund, wir wollen uns noch

ein wenig über den Abgott der Nation und über die Blindheit derselben lustig machen. Es ist ein ergötzliches Schauspiel, zu sehen, wie das auf dem Thron gesetzte Götzenbild aussieht, wenn mans in der Nähe betrachtet. Mir ist dies eine Erquickung; ich wünsche, es möge Ihnen auch eine solche seyn. Ich nehme mir indeß die Freyheit, ihr nachzuhängen, und lade Sie dazu ein, durch Ihre Bemerkungen über diesen Versmacher mit Antheil daran zu nehmen, und mir meine Freude zu vergrößern.

Kommen Sie einmal; wir wollen ihn in seiner Hauptvestung angreifen, ich meyne seine Fabeln und Erzählungen. Die werden noch stets für Meisterstücke gehalten; und sollten wir unsre bisherigen Gedanken nur mit einiger Einkleidung manchen Leuten offenbaren, so würden sie mehrentheils unsrer Meynung seyn, und sich bloß daran halten, daß Gellert ein vortreflicher Fabel- und Erzählungsdichter wäre. Doch wie wenig kommt ihm auch dies Lob in den Augen des Kenners zu! Es ist gewiß nicht gar schwer,

eine gute Fabel zu erfinden, wenn man nur halbwege einen Hang zu dieser Dichtungsart hat, und eine mittelmäßige Erfindung darinnen wird nicht einmal als ein Lob angesehen. Sie muß, soll sie anders besondre Achtung verdienen, so treffend, so original seyn, als bisweilen Grays oder Lichtwehr ihre sind. Allein daran können Sie schon die Magerkeit von Gellerts Genie sehen, daß nur sehr wenige von seiner Erfindung, und unter diesen wenigen die meisten schielend, falsch und schlecht erfunden sind. So sind, die Geschichte vom Hute, das Gespenst, der Selbstmord, der Proceß, der Bettler, der süße Traum, der baronisirte Bürger, der arme Schiffer, die beyden Mädgen, u. a. m. Aber wären sie auch alle gut erfunden, so ist das, wie gesagt, nur ein mäßig Verdienst. Laßt uns sehen, wie sie erzählt sind. Denn das ist doch das hauptsächlichste. Sein größtes Verdienst, wie man allgemein dafür hält, ist Naivetät und Lustigkeit; darum thue ich ja wol die billigste Sache, wenn ich

ihn mit La Fontaine vergleiche, da man ihn ohnehin beständig den deutschen La Fontaine nennt. Er hat ihm auch in seinen eingestreueten Reflexionen und Ausweichungen offenbahr suchen nachzuahmen, welche kein erzählender Dichter alter und neuerer Zeiten so häufig anbringt, als dieser Franzose, und diejenigen, welche ihm in seiner Manier gefolgt sind. Wir wollen unsre beyden Helden einmal in einer Fabel gegen einander stellen. Denn so sehr sich Gellert scheint gehütet zu haben, einerley Süjet mit bekannten Dichtern zu behandeln; so finde ich doch ein Paar Fabeln bey ihm, die im La Fontaine stehen. Eine davon ist das Pferd und die Bremse. Der Pendant dazu im La Fontaine ist le Lion et le Moucheron.

Ein Gaul, (sagt Gellert) der Schmuck (*) von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,

 Und

* Würde nicht jeder Ausländer, der diese Fabel läse und nicht wüßte, daß ein Gaul ein Pferd heißt, aus derselben schließen, dies Wort bedeutet eine Zierrath an Pferden? -- Und warum eben ein weißes Pferd? Thut dieses etwas zur Sache?

Und, wie ein Mensch, stolz in Gebehrden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald.

La Fontaine hat sich einen Löwen gewählt und eine Mücke. Ohneracht der Unterschied viel größer ist und also die Moral weit schärfer ausdrückt, so will ich doch hierüber nicht grübeln, und Gellerts Wahl gelten lassen, obschon in der That die Bremse nicht allein ein gefährlicher sondern auch ein beständiger Feind der Pferde ist. Seine Wahl taugt fast so wenig, als hätte er einen Skorpion genommen, der auch gegen den Schaden, den er anrichtet, ein sehr kleines Thier ist. Aber die am unrechten Orte angebrachte Schilderung der Schönheit des Pferdes muß ich erwähnen. Was thut diese hier? Von der Macht ist hier die Rede, die soll uns der Dichter zeigen.

Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems' entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.

Bemer-

Bemerken Sie, wie frostig das erzählt ist! Haben Sie je mattere, unbedeutendere und mehr des Reims wegen hingesetzte Verse gesehn?

Sie leckte von dem weissen Schaume,
Der heefigt am Gebisse floß.
Geschmeiße, sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht für meinem Zaume? (*)
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich? (**)
Wie? Darfst du wol ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur, so must du zittern.
Er schüttelte; die Bremse wich.

Wie matt! wie langweilig! Scheint es nicht recht das Werk eines Reimreichs zu seyn? Wie albern sind nicht die Reden des Pferdes! Wie? darfst du wol ein Pferd erbittern? Konnte die Bremse nicht antworten: Ich thue ja nichts, das dich erbittern könnte; warum wirst du denn so leicht erbittert? weil es doch erbittern heißen soll — ein hier sehr übel gewähltes Wort, um auf zittern zu reimen.



(*) Wie einfältig! Für den hatte sie sich ja am wenigsten Ursach zu scheuen.
(**) Prosaisch!

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.

Ey, ey, wie kam die Bremse da hinein? Das muß ja ein dummes Pferd gewesen seyn, das den Rachen so weit aufgesperrt hat; wenigstens muß die Bremse sicher nicht haben herauskommen können. — Wie lächerlich unser Reimer den französischen Dichter hier nachgeahmt hat, werden Sie aus dieses seiner Fabel ersehen.

Das Pferd erschrack, (fährt Gellert fort) und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul!

Wie erbärmlich die Verse! Wie elend alles erzählt! -- Lassen Sie uns den Franzosen hören!

Va-t-en, chetif insecte, excrement de la terre,
C'est en ces mots, que le lion
Parlait un jour au moucheron.

Betrach-

Betrachten Sie einmal, wie viel besser dieser Eingang ist. Ohne alle Ursach, aus bloßem Uebermuthe läßt der Dichter den Löwen aufs allerschimpflichste die Mücke anreden. Dadurch wird sein Unrecht frappanter.

L'autre lui declare la guerre.
Penses-tu, lui dit-il, que ton titre de Roi.
Me fasse peur, ni me soucie?
Vn boeuf est plus puissant que toi;
Je le mene à ma fantaisie.

Die Rede der Mücke ist sehr possirlich und belustigend, allein mir deucht, sie ist ein Auswuchs, der da sollte beschnitten werden. Es sieht der Rache geringer Feinde weit ähnlicher, wenn sie gegen die Beleidigung schweigen, und sich dann zu rächen suchen. Eine Vollkommenheit, die gewiß ein simpler und der Natur getreuer Fabeldichter, wie einer aus dem Alterthum, dieser Fabel würde gegeben haben.

A peine

A peine il achevait ces mots,
Que lui meme il ſonna la charge;
Fut le Trompette & le Heros.

Wie naiv! wie artig! Und freylich, bey denen Zierrathen, die La Fontaine in dieſer Fabel anbringen wollte, ſchickt ſich der vorhin erwähnte Auswuchs vortreflich. Der ganze Thon derſelben erforderte ihn. -- Sehen Sie nun aber, wie er das Bild des Kampfes zwiſchen dem Löwen und der Mücke in dieſem Thone ausmahlt.

Dans l'abord il ſe met au large;
Puis prend ſon temps, fond ſur le cou
Du Lion, qu'il rend presque fou.

Cou iſt hier wol nur geſetzt, um auf Fou zu reimen, welches auch ſelbſt bey La Fontaine nicht rar iſt. Denn auf dem Halſe würde die Mücke gewiß nicht viel ausgerichtet haben, wegen der Mähne, die den Löwen daſelbſt unverwundbar gegen ihren Stich macht.

Le Quadruped écume & son oeil étincelle,
Il rugit, on se cache, on tremble à l'environ,
Et cette allarme vniverselle
Est l'ouvrage d'un moucheron.

O wie schön, wie vortreflich in jeder Kleinigkeit, in der Wahl der Wörter, in dem Falle der Verse selbst! Das ist der Dichter von Genie, der von seiner Materie ganz voll und begeistert dichtet.

Un avorton de mouche en cent lieux le harcelle
Tantôt pique l'échine & tantôt le museau
Tantôt entre au fond du naseau.

Das ist was anders, als ins Maul stechen, welches unser deutscher Reimer vermuthlich des Reims wegen gesetzt hat. Die Nasenlöcher stehen immer offen, und da kann auch eine Mücke ziemlich leichte hinein und heraus kommen. Man stelle sich nun aber den Schmerz vor, den einem Thiere das verursachen muß, wenn

wenn es ins Innerste des Nasenlochs gestochen wird. Daher wird auch, was der Dichter darauf erzählt, ganz glaublich.

La rage alors se trouve à son faite montée.
L'invincible ennemi triomphe & rit de voir,
Qu'il n'est griffe ni dent en la bête irritée
Qui de la mettre en sang ne fasse son devoir.

Le malheureux Lion se dechire lui même,
Fait resonner sa queue à l'entour de ses Flancs,
Bat l'air qui n'en peut mais, & sa fureur extrême
Le fatigue, l'abat: le voilà sur les dents.

Diese Verse sind nun zwar nicht alle gleich gut, aber zusammen genommen ist das Unglück des

Löwens

Löwens doch recht feurig gemahlt. So ein Gemählde ist im ganzen Gellert nicht einmal.

L'insecte du combat se retire avec
gloire:
Comme il sonna la charge, il sonne la
victoire
Va partout l'annoncer, & rencontre
en chemin
L'embuscade d'une araignée:
Il y rencontre aussi sa fin.

Dieser Schluß, der eigentlich gar nicht zur Fabel gehöret, ist freylich ein Auswuchs, allein dennoch sehr reizend angehängt, und vortreflich erzehlt.

Die Fabel des Franzosen hat ihre Fehler, es sind aber Fehler des Genies. Wenn Gellerts Fabel davon frey ist; so kommt es eben aus Mangel dieses Genies. Wo ist die geringste Naivetät in Gellerts Fabel? Der Franzose hingegen ist ein lebendiger Quell davon, und diese zieht bey ihm die Fehler nach sich, die ein strenger Kunstrichter tadeln würde. Wie

lächer-

lächerlich ists aber nicht, diese beyden Leute mit einander in Ansehung der Naivetät zu vergleichen!

Doch es ist mir unmöglich, weiter zu schreiben. Wenn ich mich noch in eine Untersuchung seiner Erzählungen einlassen wollte; würde ich zu weitläuftig werden. Ich muß wenigstens erst wissen, ob Sie, was ich hierüber zu sagen habe, zu lesen wünschen. Unterdessen lernen Sie mir Gellerten von seiner guten Seite kennen, nemlich als geistlicher Liederdichter. Ich habe einige davon gelesen, die mir in einem Gesangbuche fürs Volk sehr gut geschienen haben, aber nicht das mindeste Dichterische an sich hatte. Sind sie alle so?

---

Siebenter

# Siebenter Brief.

Le Noble in Frankreich schrieb Fabeln in zwo ziemlich starken Bänden, die sich von Kindern mit Nutzen lesen lassen, die aber, sobald sie erschienen waren, wieder vergessen wurden. Der unsrige ist glücklicher gewesen. So gehts, wenn man zuerst kommt! Kann unser Phädrus, Lichtwehr, wol für Gellerten aufkommen?

Wo ich nur hinhöre, ruft mir ein blinder Verehrer Gellerts entgegen: Sehet hier den wahren Dichter der Natur, einfältig und edel, wie sie! Ich möchte wol wissen, was man sich von der Natur für einen Begriff macht. Ist etwa das Natur, was leicht begriffen, überschaut und eingesehen werden kann? Triviale Erklährung! Was ist ausgebreiteter, was ist geheimnißvoller, als die Natur?

Oder nennt man den einen natürlichen Dichter, welcher uns mit seitenlangem, gereimtem Geschwätze ohne Feuer und Geist unterhält? Dieser Begriff scheint itzt der herrschende zu seyn, itzt, da der kalten Köpfe Anzahl immer größer wird, und unsere Kunstrichter allen Rest von Gefühl bey der Nation wegdemonstrirt haben. Große Ehre für Ihren Homer, mein Freund, und für meinen Ossian, daß sie, die größten Copisten der Natur, einen solchen Farbenstreicher, wie Gellert, neben sich gestellt sehen müssen!

Himmel! wer verdient wol mehr der Dichter der Natur, der Sohn der ächten Simplicität genannt zu werden, als unser Geßner? Was hat er aber ähnliches mit Gellerten? Man sage nicht, daß er in andern Gattungen schrieb. Lieferte er uns nicht auch rührende Erzehlungen, wie Gellert? Und was für Gattungen giebt es in der Nachahmung der Natur? — Aber das, was ihn unendlich über Gellerten erhebt, ist, weil er war, was dieser

seyn

seyn wollte und was er nicht seyn konnte, nehmlich Dichter.

Ich wünschte nichts mehr, als daß der Verfasser des Leipziger Musenallmanachs Ihre Urtheile über Gellert lesen, und erkennen möchte, wie wenig er Ursach hat, Ecken über seine Empfehlung Gellerts zu tadeln. Wenn je der Titel einer Lobschrift gut gewählt war, so ist es dieser gewesen. Aber wenn auch jemand Empfehlungen bey Vernünftigen nöthig hatte, so war es Gellert.

Sie scheinen schon mit ihm als Fabeldichter fertig zu seyn, liebster Freund. O thun Sie mir doch den Gefallen, und gönnen Sie ihm unter dieser Gestalt noch so einen Brief, wie Ihren vorigen; dann wird er in meinen Augen völlig dethronisirt seyn. Ich will indeß kürzlich seinen Werth als geistlicher Liederdichter in der Nähe betrachten, weil Sie es so von mir verlangen.

Schon in einem meiner vorigen Briefe habe ich Ihnen, wo ich nicht irre, gesagt,

daß ich Gellerts geistliche Lieder für dasjenige halte, was ihm allein einige Ehre bringen kann. Dies Urtheil bin ich noch stets bereitwillig zu unterschreiben.

Unter vielen schönen Eigenschaften leuchtete besonders aus dem Character des seeligen Gellerts eine warme Liebe für die Religion hervor. Diese Liebe, welche auf Vernunft gegründet war, und niemals zur Schwärmerey übergieng, (wie es wol bey lebhaften Genies zu geschehen pflegt) trug er mit vielem Anstande bey jeder Gelegenheit in seine Schriften über, und gab ihnen dadurch ein schäzbares Unterscheidungszeichen vor andern. Es war also ein natürlicher und seiner würdiger Gedanke, für unsre Kirche Gesänge zu verfertigen, welche einer denkenden Nation anständiger wären, als die bisherigen, größtentheils abgeschmackten Kirchenlieder. Um diese Absicht zu erreichen, die ihm in den Augen jedes Freundes der Religion Ehre bringen muß, durfte er eben nicht einen Gran von Genie mehr besitzen, als er

würk-

würklich besaß, denn er hatte mit einer damals noch völlig ungebildeten und von Vorurtheilen tyrannisirten Nation zu thun. Daher machte er sichs zum Gesetz, mit der faßlichsten Deutlichkeit eine genaue Uebereinstimmung mit den biblischen Warheiten, die mehrentheils in Lehrsätzen enthalten sind, zu verbinden. Bey diesem Vorsatz, der vollkommen seinem Gegenstande angemessen war, kam ihm nun sein Mangel an Genie nicht wenig zu Hülfe. Hätte er mit Kunst, mit Feuer gedichtet; so würde er sich nie in den Besitz der rühmlichen Stelle eines ecclesiastischen Liederdichters gesetzt haben. Er fand ja ohnedies im Anfang an der Gattung von Leuten, die alle Besserungen in gewissen heilig geglaubten Sachen für schädliche Neuerungen ansehen, einen mächtigen Wiederstand. Sein allgemeiner guter Ruf stiftete dies einzige mahl einen wahren Nutzen, und half gleichfalls viel dazu, daß man mehr für die Erbauung solcher Herzen sorgte, die unglücklicher weise sich von einem bessern Geschmack

hatten anstecken lassen, und die Schönheiten der Lieder: Wie schön leucht't uns der Morgenstern, O wie seelig sind die Seelen u. a. auf keine Art zu empfinden vermogten.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, liebster Freund, können Sie ohnmöglich Gellerts geistliche Lieder zum Maasstabe seines Genies machen. Es würde auch, deucht mir, eine Ungerechtigkeit seyn, dieses thun zu wollen, da bey Gedichten, welche in solchen Umständen und zu solchem Endzwecke verfertigt sind, auf nichts weniger als auf Genie Rücksicht genommen werden darf. Hier kommen nur allein andere Verdienste in Betrachtung, poetische Würde, Reinigkeit der Sprache, fliessender Vers, Verhütung der Undeutlichkeit und des Zweysinns, Uebereinstimmung mit der h. Schrift s. w. Alle diese Eigenschaften finde ich in Gellerts Gesängen vereinigt, und ich halte dafür, daß sie in ihrer Gattung als Kirchenlieder vortreflich sind. Gellert hatte daher wol recht, wenn er sie mit besonderer Va-

zerliebe betrachtete, und die Nation könnte, nach meiner Meynung, ihre Verehrung gegen diesen Mann nicht besser an den Tag legen, als wenn sie dieselben allgemein zu gottesdienstlichen Gesängen einführte.

Ich versichere Ihnen, mein Freund, es giebt einige darunter, die sich recht sehr vortheilhaft herauszeichnen. Von dieser Art sind: die Prüfung am Abend, Warnung vor Wollust, Trost der Erlösung, die Liebe der Feinde, Betrachtung des Todes, der Schutz der Kirche, und endlich, Trost des ewigen Lebens. Andere sind freylich wieder etwas niedriger am Werthe, als das Gebet. Doch stoßen einem zuweilen Stellen auf, die sich ordentlich heben, als:

O Glaube, der das Herz erhöht',
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit der vergleicht,
Die ich durch GOttes Sohn erreicht?

Ich weiß, wie groß es sey, aus Ueberlegung handeln,
Und handle doch aus sinnlichem Gefühl.

Durch falschen Schein getäuscht, eil ich,
ihm nachzuwandeln,
Und Leidenschaft und Irrthum steckt mein
Ziel.

Wie blühte nicht des Jünglings Ju-
gend,
Doch er vergaß den Weg der Tugend,
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

Gedanke, der uns Leben giebt,
Welch Herz vermag dich auszudenken:
„Also hat GOtt die Welt geliebt,
„Uns seinen Sohn zu schenken!
Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heilgen Finsternissen,
Füllst du mein Herz mit Majestät
Und stillest mein Gewissen.

Solcher Stellen giebt es einige darin, wozu ich noch mit Recht das Passionslied rechne, welches ich allein für dasjenige halte, worinn sich Spuren von Genie zeigen.

Sie sehen aus diesem allen, mein Freund, daß ich Gellerten Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und seine geistlichen Gesänge für das vorzüglichste in seinen Werken halte, ob sie gleich keinen Funken von dem Feuer verrathen, welches einen Rousseau oder Klopstock begeisterte. Ich gestehe aber auch, daß ich für mein Theil mich von Herzen freuen würde, wenn uns ein Ramler oder Denis mit einem Bändchen geistlicher Oden beschenken wollten, die dem Begriffe, den ich mir von der wahren geistlichen Poesie gebildet, angemeßner wären, als Gellerts in Silbenmaaß geschloßne Prose, so gut sie auch sonst ist.

# Achter Brief.

Mehr Fabeln soll ich Ihnen zergliedern? In der That, es ist eine beschwehrliche Arbeit, die Sie von mir verlangen. Der Fehler der Gellertschen Fabeln besteht hauptsächlich darinnen, nicht daß sich merklich schlechte Stellen hervorzeichnen, sondern daß sie alle matt und fade erzehlt sind. Es deucht mir, es gebe zwo Arten von Fabeln. Die eine ist kurz, gedrungen, und ohne allen Zierrath. Diese muß das Verdienst der Erfindung und die Manier, einen lehrreichen Satz unter einem sehr frappanten sinnlichen Gemälde vorzustellen, im höchsten Grade besitzen, wenn sie schön seyn soll. Dergleichen sind die kleinen griechischen Fabeln, die wir unter dem Namen des Aesop haben, und besonders die Fabeln des Gabrias, die bis auf die letzte alle nur in vier

Ver-

Versen erzehlt sind. Die andre Gattung ist weitläuftiger, und ich möchte sie fast die naive nennen; denn sie sucht Zierrathen, obgleich lauter soche, die die Sache lebhafter und wahrer vorstellen, gleichsam als hätte sie der Dichter selbst geglaubt und in allem Ernste erzehlt. In dieser Gattung schreiben nun die meisten neuern, bis auf Herrn Lessing, der offenbar die alte vorgezogen hat. Dieser große Mann scheint aber eine Sache dabey nicht bedacht zu haben, welche diese Gattung von Fabeln heut zu Tage durchaus unnöthig macht. In den damaligen Zeiten waren viele von den Sätzen, die solche Fabeln lehrten, denen meisten Leuten unbekannt, daher ein solches kleines Fabelbüchelchen für diese Personen gleichsam ein moralisches Enchiridion war, worinn ihnen eine Menge unbekannter Warheiten auf eine sinnliche Art vorgetragen wurden. Da brauchte die Einkleidung nicht eben besonders zu seyn; die Wichtigkeit der Materie machte das Buch schon überaus schätzbar. Anjetzt aber, wo alle

Leute,

Leute, welche lesen, diese moralischen Sätze aus andern Büchern oder aus dem Unterricht sechzigfältig gehört haben, müssen die Fabeln durch die Einkleidung reizen; man müßte sie denn bloß für Kinder schreiben, die sich in der Verfassung befinden, worinn sich die meisten Leute der vorigen Welt befanden, da die Bücher so selten waren.

Aber es sey das, was ich hier sage, wahr oder falsch, so ist es doch sicher, daß Gellert nicht in der ersten Gattung hat schreiben wollen. Wenn aber in der zwoten nicht die Sachen mit Lebhaftigkeit und Natur erzehlt werden, wenn man sie langweilig und in alltäglichen Versen vorträgt, so fällt alles Verdienst davon weg. Alsdenn aber wird es demjenigen, der die Fabeln ließt, schwer zu sagen, worinn der Fehler steckt, denn er liegt nicht in dem, was da ist, sondern in dem, was da fehlt; und das ist der Fall bey allen Fabeln Gellerts. Man sieht bey allen, daß Gellert gar kein Genie hatte, denn es ist in keiner etwas reizendes.

Ich wette, Gellert hatte so wenig Genie, daß er das Genie von seinem Muster, dem la Fontaine, nicht einmal kannte. Er sucht es hauptsächlich in den eingestreuten Reflexionen, in denen es gerade nicht zu suchen ist. Wenigstens hat sich Gellert bemüht, diese überall in seinen Erzehlungen nachzuahmen. Man meynt immer, und ich höre es beständig sagen, die Fabel gehöre zur niedern Dichtart, und sie erwähle sich daher den niedern Styl. Das ist aber nur bedingungsweise wahr. Der wahre genievolle Fabeldichter erzehlt jede Sache in dem ihr angemessenen Thon, und darinnen besteht eben die Naivetät. Er läßt in seinen Fabeln den Stolz sich in hochtrabenden Worten ausdrücken, Zärtlichkeit in dem empfindungsvollen, demüthige Bitten in dem unterthänigen, Schmeicheley und Scherz in dem feinen Thon. Will er etwas als wichtig malen; so giebt er gleich seinen Versen einen epischen Schwung, und mißt aller Orten seinen Thon den erzehlenden Sachen an. Das heißt Naivetät; und

das thut der Dichter von Genie, ohne es zu wollen, von Natur, weil jede Sache sich ihm gleich so vorstellt, als sie ist, und darinnen besteht eben das Genie. Ich mag im La Fontaine fast aufschlagen, wo ich will, so finde ich Beyspiele davon. Lesen Sie, wenn Sie wollen, die Fabel Le Chêne & le Roseau, und bemerken Sie den Unterschied, der zwischen den Ausdrücken des hohen und stolzen Eichbaums und des demüthigen Schilfs ist. Welch ein Unterschied sogar, wenn der erste von sich selbst, und wenn er von dem ihm daurenden Schilfe spricht! Sehen Sie die Stelle:

Vous avez bien ſujet d'accuſer la Nature.
Vn roitelet pour vous eſt vn peſant fardeau,
Le moindre vent, qui d'avanture
Fait rider la face de l'eau
Vous oblige à baiſſer la tête!
Cepedant que mon front au Caucaſe pareil

Non

Non content d'arreter les rayons du
Soleil
Brave l' effort de la tempête.
Tout vous est Aquilon, tout me semble
Zephir.

Und so ist La Fontaine überall. Läßt er Ratten einen Rath halten; so sprechen sie wie die Rathsherrn einer Stadt. Schmeichelt der Fuchs dem Raben; so macht ers so fein, als nur ein Client seinem Patron thun kan. Schildert er Gefechte; so erhebt er sich bis zum epischen. Kurz, in allem ist er seines Sujets so voll, als wenn er was reelles erzehlte. Aber finden sie dies im Gellert? Alles ist darinnen langweilig, matt und ohne das geringste Feuer erzehlt. Lesen Sie einmal die Fabel, der Hund, mit mir.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden.

Phylax,

Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte,
Diesem fiel ein Fieber an.

So leyert denn die Geschichte in nicht minder, als acht Strophen fort. Hören Sie la Fontainen eine Hauptkatze schildern.

J'ai lu chez un conteur de Fables,
Qu'un ſecond Rodilard, l'Alexander des chats,
L'Attila, le Fleau des rats
Rendait ces derniers miſerables,
J'ai lu, dis-je, en certain Auteur,
Que ce chat exterminateur.
Vrai Cerbere était craint une lieue à la ronde;
Il voulait de ſouris depeupler tout le Monde.

Bemerken Sie, wie vortreflich la Fontainens Eingang zu seiner Fabel paßt, da hingegen Gellerts seiner sich zum Sujet gar nicht schickt; denn

denn er will uns einen Geizigen schildern, der es bis auf dem Todbette ist; wozu wird denn hier von seiner Treue geredet? (denn anders kann man die Sorgsamkeit auf die Schätze seines Herrn nicht nennen). Ist das nicht gerade der Fabel entgegen, die uns den Geizigen nicht löblich, sondern verhaßt schildern sollte. Wenn also auch die Beschreibung gut wäre, welches sie gar nicht ist; so steht sie doch hier am unrechten Orte. Doch überall, wo Gellert umständlich wird, bringt er falsche Umstände an, und weiß auch nicht aufzuhören, z. E. im dritten Verse besagter Fabel:

Kaum erscholl die schlimme Post;
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten
Phylax zu besuchen rannten.

Was thun diese Bekannten da? Hat auch ein Geiziger so viel Freunde? Hat er einen, der ihn so liebte, wie von Pantalon gesagt wird?

Pantalon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde;

O, erseufzt er, bittre Stunde!
O wer hätte das gemeynt?

Wie falsch, wie wenig der Erzählung angemessen, und wie matt denn noch oben drein! Der Umstand mit den Bekannten hätte gar wegbleiben sollen, und Pantalon kein Freund, sondern ein durch natürliche Bande an den Geizigen verknüpfter seyn müssen. Aber das alles bey Seite gesetzt, so ist nichts elenders, nichts weitschweifigers, als eben die Reden des Sterbenden.

Sie werden überhaupt in allen Fabeln bemerken, daß er sich niemals von der Sache voll hinsetzt und dichtet, sondern daß er sich führen läßt, wo der Reim hin will. Das ist nun besonders in seinen Moralen sichtbar. Gott, wie gedehnt, wie seicht, wie einschläfernd sind nicht diese! Auch in seinen besten, oder wenigstens in denen Fabeln, die am wenigsten schlecht sind, sind diese unerträglich, und in andern oft ein wahres Gewäsche, das länger ist, als die Fabel selbst.

Aber nirgends sind alle diese Fehler merklicher als in seinen Erzählungen. Es wissen wol wenig Leute, was es mit den eigentlichen Erzählungen für eine Beschaffenheit hat, und mir deucht, ich habe auch keine Regel für diese Gattung ins besondere gelesen; denn entweder ist sie im Zusammenhange als ein Theil andrer Gedichte betrachtet worden, als der Epopee, oder als ein Theil der Fabel mit der Moral verbunden. Mir scheint aber der Unterschied der Fabel und Erzählung eben darinn zu bestehen, daß jene die Erläuterung eines moralischen Satzes ist, den sie zum Zwecke hat, und also auch immer in Betracht auf diesen muß angesehen werden; diese hingegen hat nichts dergleichen zu ihrer Absicht, sondern sie will nur ein Factum erzählen, dessen Beschaffenheit fähig seyn muß, entweder zu rühren oder zu belustigen. Dies ist also der einzige Zweck der Erzählung. Sie will entweder dem zärtlichen Herzen dadurch eine Uebung verschaffen, daß es gerührt wird, und alsdenn muß es eine

rührende Erzählung seyn; oder sie will dem Geiste einige heitere Gemählde zur Erquickung und Erhohlung vorstellen, und dann kann man sie die komische nennen. Es versteht sich, daß sie alsdenn alle mögliche Nuancen annimmt, die sich nur im Dramatischen vom höchsten Grade des tragischen bis zu dem, was die Franzosen Parade nennen, denken lassen. Im Verhältniß zu diesem Zwecke muß man die Erzählung, die eigentlich das Theater ist, auf welchem sich Gellert gezeigt hat, betrachten. Manche von den seinigen gehören zur tragischen, manche zur komischen Gattung. Doch in dieser lezten ist er bis zum grotesken nie gekommen. Wenn das, was ich von der Erzählung hier gesagt habe, seine Richtigkeit hat, so wird daraus folgen, daß man nach geschehener Wahl einer Geschichte, die allezeit fähig seyn muß zu rühren oder zu belustigen, in derselben alle entweder rührende oder belustigende Umstände zusammen nehmen, und sie in ihr rechtes Licht setzen muß. Dies Gesetz ist, ohne die übrigen

Gesetze der Erzählung zu rechnen, dieser Gattung besonders eigen, so wie es der Fabel eigen ist, daß man vornehmlich alle die Umstände wählen und ins Licht setzen muß, welche fähig sind, die Moral frappanter zu machen. In beiden Gattungen aber muß das weitschweifige, matte und unnütze durchaus vermieden werden. Denn in der tragischen Erzählung tödtet es das Interesse, und in der komischen erweckt es Gähnen und Langeweile. Wenn man eine Reflexion einmischt, so muß sie kurz und lustig oder rührend seyn, aus der Sache selbst entspringen, und den Zweck der Erzählung befördern. Die Franzosen halten La Fontaine für einen guten Erzähler; er ist es aber lange nicht so sehr, als sie meynen. Nicht allein ist er in den paar ernsthaften Erzählungen, die man von ihm hat, ganz mittelmäßig, sondern auch in den possirlichen, die seine Hauptgattung gewesen, ist er oft weitschweifig in langwieriger Reflexion, und weiß gar nicht immer die wichtigen, reizenden Umstände lebhaft vorzu-

stellen. Doch dies scheint ein natürlicher Fehler bey den Franzosen, denn sie verlangen immer alles kurz, sie wollen nur das Mark von allen Dingen haben, sie schreyen immer trop long, trop long! Daher kommt es, daß das Heldengedicht, welches sie für ihr bestes halten, die Henriade, allemal eine langweilige Lecture bleibt. Denn, es ist eine Sammlung von lauter bis zum Erstaunen ins kurze gezognen Gemählden, die eben durch diese Abkürzung gar kein Interesse haben. Wie kann ich mich im neunten Buche bey der Trennung Heinrichs von der schönen Gabrielle gerührt finden, wenn ihre Zusammenkunft und Trennung in zwanzig Verse zusammengezogen ist, wenn mir keine Umstände, keine Reden der Personen vorgestellt werden, die das Bild ihrer Empfindung in meiner Seele lebhaft mahlen, und mein sympathetisch Gefühl erregen? Das lächerlichste dabey ist noch, daß oft unbedeutende Umstände ausgemahlt sind. In eben dem Gesange der Henriade ist die sonst schöne Beschreibung des

Tempels der Liebe sehr weitläuftig. Wenn alles damit harmonirte; so könnte nichts schöner seyn. Aber wie lächerlich sticht dies nicht ab, wenn der weit mehr interessante Umstand des Schmerzens beyder Verliebten und der Kämpfe Heinrichs, ehe er seine Leidenschaft besiegt, ganz verstümmelt oder ordentlich microscopisch zusammen gezogen ist. Eben so geht es La Fontainen. Der zieht manchmal Sachen ins Kurze, die wichtig sind, und dehnt sich andremale in äußerst langweilige Reflexionen und Digressionen aus. Das erhellt nun aus nichts besser, als wenn man seine aus dem Ariost genommne Erzählungen mit dieses Italiäners seinen vergleicht. Lezterer ist überhaupt, wie Sie wissen, mein Abgott unter den Dichtern, und nach meiner Meinung in allen Stücken ganz vollkommen. So ist er es auch in Erzählungen. Man solte denken, er erzähle weitschweifig, aber wenn man es recht betrachtet, so ist kein Umstand müssig. Ein jeder derselben vermehrt entweder die Ueberredung, dadurch daß er die Geschichte

glaublicher und wahrscheinlicher macht, oder er trägt etwas zur Rührung bey.

Hat aber Gellert irgend einen Gedanken auf so etwas gehabt? Im geringsten nicht. Wo ihn der Reim just hinführt, da reiset er mit hin, wie jeder Reimer thut. Das ist der Fall in allen seinen Erzählungen. Manchmal führt ihn der Reim glücklicher weise gut; das aber geschieht, wie man sichs vorstellen kann, selten genug. Die meiste Zeit wird er aufs Gerathewol hie und da ohne Ziel und Gesetz hingeworfen. Es ist wol der Mühe werth, daß wir dies Schauspiel in ein paar Erzählungen näher betrachten. Und um Ihnen den Geschmack der Nation bey der Gelegenheit mit zu zeigen, so will ich eine darunter wählen, die ich allgemein für besonders vorzüglich habe halten hören. — Inkle und Yariko. Ein vortrefliches Süjet, um zu rühren, nicht aber von Gellerts Erfindung; so wie fast keine von ihm ist. Wie wird ers nun benutzt haben? Stellen Sie sich ein junges liebenswürdiges amerikani-

kanisches Mädchen vor, das einen dem Schifbruch und der Wuth der Wilden entkommenen Engelländer rettet, lange Zeit speist und erhält, sich endlich mit ihm in ein Schif setzt, und dann zum Lohn ihrer Liebe von dem Ungeheuer verkauft wird. Wie wird uns der Dichter hier nicht im Herzen wühlen, dadurch daß er uns des Mädchens Unschuld, Zärtlichkeit, Bemühungen und Gefahren schildert, denen sie sich unterzieht, um ihren Geliebten zu verbergen und zu retten! Wie wird er uns nicht durch die Schilderung ihres Schmerzens bey der Grausamkeit ihres undankbaren Verführers Thränen auspressen! Wenigstens kann ers, wenn er will; er hat in dieser Erzählung den Stoff dazu. Nun wohlan, wir wollen einmal hören.

Die Liebe zum Gewinst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluthen fährt,
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,

Der ungewissen See auf Brettern Preiß
zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche
Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen
auf ein Schiff.

Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend,
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.

Erstlich, wie matt alles! zweytens sehen Sie nicht den von dem Reime regierten Versmacher in dem Verse, der deutliche Begriff, um auf Schiff zu reimen? Und in diesem, denn Handeln war sein Witz u. s. w. Ueberdem wie falsch ist nicht der Gedanke! Als wenn das nicht auch andre Leute thäten, daß sie der See ihre Jugend aufopferten, bey denen das gar nicht wahr ist, z. E. Seeoffizier. Uebrigens hat er hier so etwas anbringen wollen, als wenn er uns einen vorläufigen Begriff von Inkles Charakter geben wollte, welches auch recht gut wäre. Denn um eine so ungeheure

That zu begreifen und wahrscheinlich zu finden, muß man ein wenig vorbereitet werden. Aber wie ungeschickt sind nicht alle Umstände gewählt! Denn es giebt viele Leute, deren Witz allein im Handeln besteht, und die eifrig genug nach Gewinn sind, um ihr Leben dabey zu wagen, ohne just solche abscheuliche Geschöpfe zu seyn. Ist denn die hier geschilderte allgemeine Liebe zum Gewinn gnugsam, um diese That begreiflich zu machen? Bey Leibe nicht, und eben dadurch ist diese ganze Stelle müssig, und müßte anders seyn, wenn sie mit der Erzählung zusammenhängen sollte.

Nun lesen Sie die darauf folgenden Verse, und sagen Sie, ob man matter erzählen kann, ob es nicht ganz Kraft- und Saftloß ist. Wenn ich Beyspiele von platten Versen haben wollte, so würde ich keine andere suchen, als die folgenden zwölf. Allein, heißt es unter andern da,

Allein der wilden Schaar
Fiel auf die Britten los, und wer entkommen war,

Den

Den fraß ihr hungrig Schwerdt; nur
Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Be-
schirmung geben.

Alles folgende ist eben so seicht, und kaum kann ich den Ekel überwinden, um es abzuschreiben.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein
schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem
Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Euro-
päer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt
zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch (*) sind wilde
Schönen nicht.

Wie albern die Reflexion ist, läßt sich daraus ersehen, daß, ohne im geringsten strenge zu seyn, ein Mädchen sehr wohl vor einem blutfremden Menschen von einer unbekannten oder wol gar ihr bewußten feindlichen Gattung fliehen

(*) O über den mauvais plaisant!

hen könnte. Es ist also nichts weniger als Menschenverstand in diesem Verse. Im Gegentheil hätte der Dichter einige Umstände anbringen sollen, die es wahrscheinlich gemacht, warum das Mädchen blieb, welche entweder aus dem Orte, wo sie zusammen kamen, oder aus dem Betragen des Engelländers, oder aus den Ideen hätten können genommen werden, die vorhergegangene Dinge dem Mädchen beygebracht hatten. Daran hätte nun gewiß mein Freund Ariost nicht ermangelt; denn bey dem hält die ganze Erzählung immer wie eine Kette zusammen. Das, was ich sage, ist allhier um desto nöthiger, da die Furcht allemal die erste Leidenschaft ist, die in dem Menschen, besonders in dem weiblichen Geschlecht, bey allen sonderbaren Vorfällen aufsteigt.

Sie sieht den Fremdling an; sein rund
und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockigt Haar, die Anmuth seiner Blicke
Gefällt

Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit
Lust zurücke.
Auch Inklen nimmt dies Kind bey wilder
Anmuth ein.

Wie frostig, ich bitte Sie, wie kalt! Wer kann das lesen und dabey anfangen interessirt zu werden? Man könnte mich sicher, von welchem Verse man wollte, abrufen; ich würde nichts dagegen haben, und gleich das Buch hinlegen, ohne wissen zu wollen, was aus den Leuten ward. Und das ist eben das wahre Criterion einer Erzählung. Wenn sie nicht lebhaft interessirt; so ist sie stets fade und das Werk eines magern Kopfes.

Unwissend in der Kunst, durch Zwang
verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung
ihrer Triebe.
Ihr Auge sprach von Gunst und bat um
Gegenliebe.

Daß eine Wilde nicht so lange spröde thut, als unser Frauenzimmer, das lassen wir gelten, und werden deswegen nicht minder gut von ihr denken.

denken. Aber sie muß doch auch nicht gar zu frech, gar zu brünstig seyn; und das ist diese. Ohne den geringsten Anlaß von Seiten Inkles spricht ihr Auge von Gunst, und bittet um Gegenliebe. Das würden Faunen selbst ekelhaft finden, und kann nur in Ländern wahr seyn, deren Sitten durchaus nicht von der Dichtkunst dürfen geschildert werden. Es giebt in allen Dingen ein gewisses Ideal, also auch ein Ideal wilder Sitten. Dieses faßt der Dichter von Genie; Gellert aber hat es hier ganz verfehlt. Um naiv und wahr seyn zu wollen, verfällt er ins plumpe und ekelhafte, wie alle Stümper. Ich habe den Zuschauer, in dem diese Geschichte steht, nicht gleich bey der Hand, und kann also nicht sagen, wie er sein Süjet genutzt hat. Ich kann aber kaum glauben, daß die Erzählung dort so abgeschmackt seyn sollte, wie hier; ich wollte beynahe versichern, es stünden da viele Umstände, die der Dichter von Genie, oder nur der Mann, der kein Reimreich ist, sich zu Nutze gemacht hätte. Wenn sie aber

auch

auch gerade so da stünde, so wäre es stümperhaft, sie so kahl in Reimen zu bringen, und ein untrügliches Zeichen, daß Gellert nicht einen Funken Genie hätte.

> Die Indianerin war liebenswerth gebaut;
> Durch Minen redt dies Paar, durch Minen wirds vertraut.

Hören Sie, hören Sie Ihr Wunder, wie das zusammenhängt! Betrachten Sie, wie der Mann durch den Reim gezogen wird!

> Sie winkt ihm mit der Hand; er folget ihrem Schritte,
> Mit Früchten speißt sie ihn in ihrer kleinen Hütte;
> Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befreyn.
> Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu seyn.

Warum? oder wie kann er das? Hat Inkle den geringsten Grund dazu? Wenn sich nur der Leser ein bischen für dies Paar intressirte, (zwar hat Gellert genugsam dafür gesorgt, daß das nicht geschähe) würde er nicht in tausend

Aengsten seyn, daß es von den Wilden möchte überrascht und getödtet werden? Hier ist aber nichts, das die Geschichte im geringsten zusammenhängend, wahrscheinlich und dadurch interessant mache, welches die erste Pflicht eines Erzählers ist. So schlecht war Gellert in dem Fache, worin er seine Force hatte. Aber was kommt wol nun?

Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an
seinen Haaren,
Und schien verwundernsvoll, daß sie so
lockigt waren.

Sie meynen wol, ich scherze, und stehle hier zween Verse heraus, und da zween Verse, die ich alsdenn zusammenstople und das für Gellerts Erzählung ausgebe; so wenig Zusammenhang scheint Ihnen vielleicht das zu haben, was ich hieher schreibe. Aber nein, es ist mein Ernst! Sehen Sie nur zu, ob nicht die Verse ununterbrochen so auf einander folgen. Nun sagen Sie mir einmal, ist es erlaubt, so

zu erzählen? Heißt das nicht offenbar, vom Reime aufs Gerathewol geführt werden?

Ich übergehe die Beschäftigungen der Amerikanerin um ihres Liebsten willen.] Sie sind eben so schlecht gewählt, als alles, was wir bisher gesehn haben. Diejenigen, welche interessiren könnten, sind ausgelassen, die nichtsbedeutenden angeführt, und aufs gerathewol unter einander geworfen. Kurz, ein Anfänger kann nicht schlechter, nicht unzusammenhängender erzählen. -- Ferner heißts:

> Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
> Sie unterreden sich durch selbsterfundne Thöne.
> Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne,
> Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
> Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.

Er

Er wünscht sie neben sich in London einst
zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, daß es
noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid' ich dich, und zeiget
auf sein Kleid,
In lauter buntem Zeug von großer Kost-
barkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt
mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getra-
gen werden.
Vor Freuden weint dies Kind, und sieht,
indem sie weint,
Schon nach der ofnen See, ob noch kein
Schiff erscheint.

Es ist ekelhaft, alles zu critisiren; denn es ist alles so kläglich, als es nur seyn kann. Ich will mich nur an ein paar Bemerkungen über Hauptpunkte halten.

Bey der ersten fällt mir etwas ein, das ich in Kästners Vorlesungen gelesen habe.

Dieser vortrefliche Mathematiker scheint die Schwachheit zu haben, daß er sich auf den Ruhm eines Dichters und schönen Geistes, wozu ihm die Natur gar keine Anlage gegeben hatte, etwas zu gute thun und nach demselben jagen will. Thäte er nun aber nicht besser, sich in seinen wahren Schranken zu halten, worin er wirkliche Ehre und Ruhm verdient, als von Dingen zu reden, die er nicht versteht? Hier haben Sie unter andern folgendes Beyspiel davon. Bey Gelegenheit einiger Stellen aus Miltons Paradies sagt er über die Stelle B. 6. V. 40. u. f. folgendes:

Adam, der keine Kleider kannte, wußte ohne Zweifel nichts von Waffen, Schlachtordnungen u. d. g. Ist es also nicht die größte Ungereimtheit, daß Milton ihm die Schlacht der Engel erzählen läßt, da die ganze Erzählung dem Adam unverständlicher seyn mußte, als die Beschreibung der Schlacht bey Minden einem fünfjährigen göttingschen Mädchen wäre, denn das hätte doch französische Soldaten ge-

sehn

sehn. Der Engel hätte ihm erst von allen Dingen, die in der Erzählung vorkommen, Begriffe geben müssen.

Wenn mir das ein . . . . aner sagte, der, ganz voll von Methaphysik, so urtheilte; je nu, so lächelte ich: aber ein Mann, der sich zum Kunstrichter, zum Dichter, zum Manne von Geschmack und Witz aufwirft, das ist kläglich. Als wenn der Dichter nach der strengen Metaphysik dichtete, und sich nicht ein Ideal formirte, dem zufolge er bey seinem Helden Dinge voraussetzen kann, die im strengen Verstande nicht wahr sind, woran aber an dem Orte kein Leser denken wird. Wer einen Milton, denjenigen Dichter, der die feurigste Einbildungskraft besitzt, so ließt, der thut besser, er ließt ein Mathematisches Buch, und mengt sich nicht in Sachen, davon er keinen ordentlichen Begriff hat. Allein, wenn man auch dies frostige Urtheil wollte gelten lassen, so hat doch dieser Kunstrichter nicht bedacht, daß alle diese metaphysischen Säze beym

Adam keine Statt finden. Nicht einmal bey der wahren Geschichte Adams finden sie Statt, geschweige denn bey der darauf gegründeten Fiction eines Heldendichters. Ohne eben, wie viele Gelehrte, zu behaupten, daß Adam alles möglichwißbare gewußt hat, so muß man doch nach Mosis Geschichte annehmen, GOtt habe ihm durch übernatürliche Mittel tausend Begriffe von Dingen gegeben, die er vorher nie gesehen noch gehört. Wo hätte er sonst ein Wort sprechen, den Thieren gleich Namen geben, oder die Drohungen GOttes und seine übrigen Reden verstehen können? Was also von allen übrigen Menschen gilt, gilt nicht von Adam, und das ist schon genug, um auch die allerkühnsten Erdichtungen des Dichters zu rechtfertigen, wären sie auch noch weit sonderbahrer als diese. Denn überdem ist es diese lange nicht so sehr, als sies Kästnern scheint. Adam geht in Miltons Gedichte, welches dieser, so große Mathematiker als erbärmliche Kunstrichter, vermuthlich nicht gelesen hat, mit

den Engeln um, wie wir mit den übrigen Menschenkindern. Diese Engel hielten Wacht, giengen bewafnet und übten sich allerdings an verschiednen Orten des Paradieses in den Waffen. Da hatte sie Adam gesehen, und konnte leicht soviel Begriffe bekommen haben, als nöthig war, um die Beschreibung der Engelschlacht zu verstehen. Er hatte zwar selbst noch keine gesehen, wenn aber das dazu gehörte, so, glaube ich, würde die Beschreibung einer Schlacht auf Erden den meisten Gelehrten eben so unverständlich seyn, als dem Adam die Engelschlacht. Hr. Kästner hat gewiß geglaubt, bey dieser Gelegenheit durch die Vergleichung mit dem Göttingischen fünfjährigen Mädchen was recht witziges gesagt zu haben; wenn mans aber recht beym Lichte besieht, so ists was sehr abgeschmacktes.

Da aber, wieder auf Gellert zu kommen, Inkle und Yariko blos eine Erzählung ist, die noch dazu kalt, ohne allen Schmuck und Feuer

der Einbildungskraft geschrieben ist, und eine Begebenheit von sehr natürlichen Menschenkindern enthält; so werden Sie mir wohl die Anmerkung nicht neben die Kästnersche setzen, wenn ich sage, daß es zwar sehr glaublich ist, wenn gesagt wird, unser Inkle und seine Yariko haben sich eine Sprache gemacht, aber das kann doch nur von täglich vorkommenden und in beyder Sinnen fallenden Gegenständen seyn. Ist es nicht höchst lächerlich, daß Gellert den Inkle von Sachen reden läßt, wovon sich sein Mädgen gar keinen Begriff machen kann? Und dies dazu in einer stümprichten Sprache, die sich beyde erst erfunden haben? Wie will er ihr eine Stadt, Gassen, Glas, ein fahrendes Haus und Pferde begreiflich machen, lauter Gegenstände, die eine Wilde nie gesehen hat, und sich nicht gedenken kann? Seine Liebe, seine ewige Treue, ein Kleid wie das seinige, das sind noch Dinge, wovon sie wohl reden könnten: aber von denen, wovon sie Gellert reden läßt; das ist sehr lächerlich.

Ich

Ich wette, Gellert und alle seine Bewunderer haben gedacht, Wunder wie schön das ist, daß Inkle dem Mädgen solche Reden von Putz und schönen Sachen hält, und sie davon so gerührt wird, daß sie gleich wünscht, mit ihm fortzugehen. Wir haben schon eine Albernheit darinnen entdeckt, die andre ist aber noch weit wichtiger, und sicher! wenn Gellert ein bischen Gefühl, einen Schatten von Genie gehabt hätte, so würde er sie vermieden haben. Er will uns für das Mädgen rühren, und uns einen Abscheu für Inklens Undankbarkeit einflößen; wie ungeschickt ist also dieser triviale Punkt der Kenntniß des weiblichen Herzens angebracht, daß die Vorstellung von Eitelkeiten die Herzen der Mädgen entzückt! Hier sollte uns die zärtliche, die aufrichtige, die von Liebe durchdrungene Yariko, nicht aber die eitle, die nach jeder Tändeley begierige geschildert werden, die uns Gellert zeigt. Wie verringert das nicht das Interesse und die Rührung bey ihrem Unglück! Ist so eine ungeschickte Wendung nicht eine wahre Einfalt des

Reimers zu nennen? Welche Erzählung hätte ein ehrlicher Mann nicht daraus machen können, der nur einen Funken Genie besessen hätte. Die Trähnen hätten stromweise fließen müssen; und man kann den Reimer, der sein Süjet so verhunzt, bewundern, ihn einen guten Erzähler nennen, wie ärgerlich! Ich weiß warlich nicht, was Ich mehr bewundern muß, Gellerten, oder seine Bewundrer.

Wer sich hier auf das Detail im Critisiren einlassen wollte, der fände gar kein Ende. Sehen Sie nur die Verse an, wie matt, wie des Reims wegen zusammengestoppelt! Das, was ich hier sage, ist gar nicht dem Lobe zuwieder, das man Gellerten sonst giebt, und welches ich zu unterschreiben bereit bin, daß er einen fließenden Vers macht. Ja, seine Verse fließen so klar wie Wasser, allein ein Reim bringt immer den andern hervor, und aus dem Reime, der ihm zuerst einfällt, entsteht der Gedanke. Man sieht deutlich, daß kein zuvor durchgedachter Plan vor dem Versmachen hergegangen ist,

und

und daß der Mangel an Genie gar nicht einmal durch eine zuvor angestellte kalte Ueberlegung der anzubringenden Gedanken und Schönheiten ist ersetzt worden. Genies brauchen dies freylich so nothwendig nicht, denn bey denen stellt sich gemeiniglich das wahre, das vollkomne zuerst in der Seele ein. Allein der mittelmäßige Kopf kann dadurch viel ersetzen, und viel schönes herausbringen, wenn er solchen Fleiß anwendet; und daß Gellert dies nicht gethan hat, zeigt offenbar, daß er nicht einmal Kenntnisse und Geschmack genug dazu hatte, um das Schöne zu fühlen, sonst hätte er es mit Ueberlegung finden können.

Wenn man solches Zeug, als wie das, was ich hier vor mir habe, gegen wahrhaftig schöne Erzählungen hält, so wirft mans in vollem Zorne von sich. Im Ariost steht eine Stelle, die einen ähnlichen Inhalt mit dieser hat. Es ist ein Liebhaber, dem seine Schöne die größten Proben der Treue und Zärtlichkeit gegeben hat, dem zu Liebe sie Vater, Brüder,

Vermögen und alles verloren hatte, um den sie ihr Leben selbst hinzugeben bereit gewesen ist, und der sie dafür auf einer einsamen Insel aus Liebe gegen ein ander Mädgen meyneidischer weise zurückläßt. Lesen Sie, ich bitte Sie, das einmal, ob nicht da die Trähnen aus den härtesten Augen rollen müssen. Sie finden die Stelle im neunten und zehnten Gesange. Wie geschickt zeigt uns nicht erst der Dichter die große Liebe der Olympia gegen ihren Bireno! In welches Licht setzt er nicht alles, was sie für ihn gethan hat, und noch immer zu thun bereit ist; um des Liebhabers Untreue frappanter, des Mädchens Unglück aber rührender zu machen! Nicht aus solchen kahlen und unzusammenhängenden Floskeln, als diese:

So oft der Morgen kommt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit mit jedem neuen Tage,

Was

Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage.

oder folgende:

-- -- -- Aus zärtlichem Erbarmen

Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen (*).

nicht aus solchen schaalen Ausrufungen, als diese:

Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?

Zeigt uns Ariost die Liebe der Olympia. Nein, die Umstände, die er davon erzählt, und die alle gemahlt sind, überführen uns davon. Und wie vortrelich sind sie nicht gewählt

(*) Wie kommt das hieher? denn kein Mensch weiß, warum sie das thut. Aus Furcht vor den Wilden? Wie kann das der Leser errathen, da in der ganzen Erzählung nicht ein Wort davon gesagt wird, und sie übrigens deswegen nicht im geringsten besorgt zu seyn scheinen?

wählt und verbunden! Sie soll sich für ihren Liebsten hingeben, will der Tyran, der ihn gefangen hält, haben. Dies einzige hat sie noch nicht gethan, sonst hat sie alles schon willig aufgeopfert. Hat sies aber aus Furcht, aus Mangel der Zärtlichkeit, oder weil sie einsieht, daß, wenn sie stirbt, ihr erhaltner Liebhaber ihr nichts helfen kann, zu thun verschoben? Bey Leibe nicht. So drückt sie sich hierüber aus:

Se dunque da far altro non mi resta,
Ne si trova al suo scampo altro riparo,
Che per lui por questa mia vita,
questa
Mia vita per lui por mi sarà caro. (*)

Warum

(*) Cant. 9. Ott. 51.

Warum hast dus denn nicht långst gethan? wird man sagen.

Ma sola una paura mi molesta,
Che non saprò far patto così
chiaro,
Che m'assicuri, che non sia il Ti-
ranno
Poi ch'avuta m'aora, per fare in-
ganno.

Wie natürlich ist nicht diese Furcht! Wie gegründet! Und wie vortreflich der Umstand gewählt, nicht nur die Geschichte vollkommen zusammenhångend zu machen, sondern auch die ganze zårtliche und auf das Wohl ihres Liebhabers einzig und allein bedachte Seele der Olympia zu zeigen.

Um nur endlich weiter zu kommen, so kommt ein Schiff an. Yariko berichtet es dem Inkle, und steigt mit ihm darauf. Vergißt, wies im Gellert heißt,

— — vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als wenn das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in Londen wäre.

Aus Treue, sagen Sie, Herr Gellert? Wer wird Ihnen das glauben? Sie thuts, um alle die schönen Sachen zu haben, die ihr Inkle versprach.

Aber

Aber doch eine Bemerkung über Inklens Versprechen, die recht an den Tag legen wird, was Gellert für ein schlechter Erzähler ist. Er läßt seinen Engländer zu Barbados bedenken, daß er durch seinen Schifbruch um alles gekommen ist. Das konnte er schon bey seiner Wildin eben so gut wissen, als zu Barbados; wenigstens sagt uns der Dichter gar nicht, warum ihm erst das Ding da einfällt. Warum sucht er sie denn zu bereden, mit ihm zu kommen? Dachte er schon darauf, sie zu verkaufen, um Geld aus ihr zu lösen? Davon sagt der Dichter nichts, und es scheinet ohne dies gar nicht wahrscheinlich; denn, konnte er wol wissen, ob ein Schiff kommen würde, und noch weniger, ob es an einen Ort reisen würde, wo er Yariko verkaufen könnte? Daher wäre es viel natürlicher gewesen, daß er in seinen Umständen nicht gewünscht, sich eine Frau noch über dies auf den Hals zu laden. Die Versprechungen an und für sich sind schon lächerlich. Inkle muß wol ein alberner Prahler gewesen

 seyn,

seyn, um in einer Höle gegen eine Wilde zu prahlen, er wolte ihr Kutsche und Pferde halten, da er doch wußte, daß er ein blutarmer Teufel war. So was verspricht wol bey uns mancher Schurke einem armen Mädchen, um es zu verführen, oder einem reichen, um es zu bewegen, daß es ihn nimmt; aber dies in Amerika gegen eine Wilde zu thun, die davon nicht den geringsten Begriff, und darnach nicht den geringsten Wunsch hat, das ist wol noch nie einem Menschen eingefallen. That er es aber bloß, um sie liebzukosen, daß er ihr von solchen schönen Sachen vorschwatzte, so frägt es sich allezeit noch, warum nahm er denn das Mädchen mit? Er hätte sie vielmehr zurücklassen, als sie mit sich schleppen sollen, da zumal ersteres viel leichter war, als dieses; denn der Schiffscapitain, der sie dem Vermuthen nach umsonst aufnahm, hätte gewiß lieber das Mädchen da gelassen, und es war nicht die geringste Noth da, sie mitzunehmen. Denn ans Verkaufen, merken Sie wol, wurde erst

zu

zu Barbados gedacht. Schämte er sich etwa, dem Mädchen sein Wort nicht zu halten? Konnte er ihre Trähnen, ihre Vorwürfe beym Abschiede nicht ertragen? Aber wie hätten solche Bewegungsgründe ein Ungeheuer, wie Inkle, der sie nachher verkaufte, rühren können? Sehen Sie nur, ich bitte Sie, was das für ein elendes Erzählen ist, wie das alles gar nicht zusammenhängt. Und doch war es mit der geringsten Mühe sehr leicht, alles zu motiviren.

Wenn man nicht den abgeschmackten Einfall von dem Versprechen des Putzes und der Kutsch und Pferde anbringen wollte, so konnte man Yarikos Zärtlichkeit so schildern, daß dem Engländer, der aus Furcht vor den Wilden nicht aus der Höhle gehen durfte, bange werden mußte, daß ihn das Mädchen, aus Furcht von ihm getrennt zu werden, von der Ankunft eines Europäischen Schiffes nicht benachrichtigen möchte. Dieserwegen versprach

er ihr, sie mitzunehmen, und alsdenn konnte er sie durch vernünftige und auf ein zärtliches oder, um Gellertsch zu reden, gutes Herz, wirksame Vorstellungen suchen anzureizen. Stellte man nun Inklen vor, als wär es ihm mit diesen Versprechungen gar kein Ernst gewesen, so wird es ungleich natürlicher. Alsdenn erscheint Inkle als ein Arglistiger und Undankbarer. Nun kommt ein Schiff. Yariko giebt ihm Nachricht davon. Er läuft hin, und erfährt, daß das Schiff nach Barbados geht. Da fällt ihm plötzlich ein, seine Wilde mitzunehmen. Die Ursache kann der Dichter bis zur Entwickelung versparen. Genug, man sieht, er hat was im Sinne, warum er das Mädchen wider Erwartung mitnimt. Sobald er nun ankommt, verkauft er sie.

So deucht mir alles ganz anders zusammenzuhängen, und dem Charakter viel angemessener zu seyn. Wie aber Gellert?

— Bar-

-- -- -- Barbados war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksahl überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmanns-geist erwachte.

Ueberdenken hätt' er es nothwendig erst müssen, und auch wol thun können, denn er hatte, meyne ich, Zeit dazu gehabt. Man ersieht hieraus den Augenblick, wie lächerlich das hier erzählt ist, ohne die Ursachen anzugeben, warum Inkle so schnell auf den Einfall kommt, seine Gefährtin zu verkaufen; da es doch leicht gewesen wäre, einige anzugeben. Hören Sie nur das folgende:

Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab' ich, fing er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See mit Müh und Angst durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,

 Und

Und führt Yariko zum Sclavenhändler
hin.

Wie? laß ich etwa was aus? Es ist unmöglich, daß es so da stehen kann. — Ja, ja, es steht doch so da. Und dann kommt noch folgendes Distichon:

Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney
verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey
verhandelt.

Ist je was erbärmlicher erzählt worden? Nein, ich kann keine Worte finden, um das Alberne darinnen auszudrücken. Man solte nicht denken, daß es möglich wäre, so abgeschmackt zu schreiben.

Sie fällt ihm um den Hals; sie fällt vor
ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt; Nichts!
er verkaufet sie.

Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt
sie fort zu klagen.

Bewegt ihn das? Ach ja, sie höher anzu-
schlagen.

Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier,
spricht der Britte froh,

Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt
Yariko.

Dies ist nun zwar nicht so elend, wie das vorige. Allein es ist erstlich mit dem vorigen gar nicht zusammenhängend: denn man weiß nicht, was den Menschen bewegt, das Mädchen zu verkaufen, da ihm dieses zwar etwas Geld in die Hände bringt, doch aber nicht so reich macht, ihm seine Reise nach Indien zu belohnen. Mit einem Worte, die ganze Sache, so wie sie Gellert erzählt, hat nicht die

min-

mindeste Wahrscheinlichkeit, weder aus den Umständen, noch aus dem angegebenen Charakter der Personen. Und überdem sind doch diese sechs letzten Zeilen noch lange nicht vortreflich erzählt, wie ich wol habe urtheilen hören. Yarikos Schmerz hätte etwas umständlicher geschildert, und dadurch viel rührender und wahrer vorgestellt werden können.

Wenn ich Ihnen Ariosts Schönheiten aus der vorhin angeführten Stelle hersetzen wollte; so müßte ich sie ganz abschreiben. Aber erkennen Sie dennoch den Meister nur an folgenden paar Zeilen. Der falsche und im Herzen ungetreue Bireno, der mit seiner treuen Geliebten abschifft, um nach Hause zu reisen, wird von einem Sturme an eine Insel getrie-

ben

ben, wo sie aussteigen und ein Zelt aufschlagen lassen, um sich niederzulegen. Er aber, der ein anders Frauenzimmer, das sie bey sich haben, liebt, steht auf, als er merkt, daß Olympia schläft, wekt in der Stille seine Leute, setzt sich aufs Meer, und fährt fort. Unterdessen liegt die arme Olympia bis am Morgen schlafend. Endlich

Nè desta, nè dormendo ella la mano
Per Bireno abbracciar stese, ma in vano;
Nessuno trova, à se la man ritira;
Di nuovo tenta, e pur nissuno trova;
Di qua l'un braccio, e di là l'altro gira,
Or l'una, or l'altra gamba, e nulla giova.

Cac-

Caccia il ſonno il timor; gli occhi apre e mira,

Non vede alcuno. Or gia non ſcalda e cova

Più le vedove piume; ma ſi getta

Del letto, e fuor del padiglione in fretta.

Ecorre al mar groſſiandoſi le gote

Preſaga, e certa omai di ſua fortuna.

Wie ſchön alles das! Sie iſt voller Angſt, aber ſie ſinkt nicht gleich in Ohnmacht; und weil ihr noch ein Augenblick Ungewißheit übrig iſt, ſo läuft ſie, ruft den Bireno; es antwortet ihr aber Niemand, als die Klüfte. Endlich ſteigt ſie auf einen Fels, um auf dem Meere zu entdecken, ob ihr Treuloſer flieht.

E di

E di lontano le gonfiate vele
Vide fuggir del ſuo crudele.

Vide lontano, o le parve vedere
Che l'aria chiaro ancor non era molto.
Tutta tremante ſi laſciò cadere
Più bianca e più che neve fredda in volto.
Ma poi che di levarſi ebbe potere,
Al cammin de le navi il grido volto,
Chiamò, quanto potea chiamar più forte
Più volte il nome del crudel conſorte.

E dove non potea la debil voce
Suppliva il pianto e'l batter palma a palma. u. ſ. w.

Leſen Sie die ganze Geſchichte der Olympia; ſie iſt es werth. Ich will mich nur nicht in die Klagen der Perſonen einlaſſen, darum hôre

höre ich auf abzuschreiben. Denn so sehr ich den göttlichen Ariost verehre; so mag ich ihn doch viel lieber die Sachen schildern, als die Personen, zumal in zärtlichen Affekten, reden lassen hören. Das ist nicht seine Stärke, und hier fällt er oft ins Witzelnde. Aber dabey ist doch noch ein schöner Zug merkwürdig. Oben auf dem Felsen, wo Olympia, dem Schiffe nachsehend, in Ohnmacht sank, läßt er sie nur in einer kurzen Ausrufung, die zwar auch eine pointe ist, ausbrechen. Da sie ihres Unglücks gewiß ist und sich ganz verlassen sieht, so läuft sie den Berg hinunter in ihr Zelt, wirft sich da aufs Bette, und bricht in eine Fluth von Trähnen und von Klagen aus. Das ist der Natur sehr getreu, und klingt meines Erachtens etwas anders, ist auch ganz anders fähig das Herz zu rühren, als

Sie

Sie fällt ihm um den Hals; sie fällt vor
ihm aufs Knie;

Sie fleht, sie weint, sie schreyt.

und wenn Sie sich das Vorhergehende vorstellen, wie lebhaft da Ariost die Zärtlichkeit der Olympia gemahlt hat, so werden Sie seine Erzählung gewiß vortreflich nennen. Denn selbst aus ihrem Schlaf macht er einen Umstand, der ihre gänzliche Liebe zum Bireno beweißt. Der Sturm und das Schrecken, sagt der göttliche Dichter, die Vorstellung, daß sie sich anjetzt im Walde in Sicherheit befanden, und besonders, daß sie von keinem Gedanken, keiner Sorge gequält war, da sie ihren Geliebten an ihrer Seite hatte, machten, daß sie so fest schlief. Doch ich schäme mich, Ariosten mit Gellert in Vergleichung zu setzen, oder nur jenen bey Gelegenheit dieses zu citiren. Auch, verzeihen Sie

mirs,

mirs, bin ich überdrüssig, das elende Zeug weiter zu critisiren. Lesen Sie nur die angehängte Reflexion:

O Inkle, du Barbar! u. s. w.

Wie stümperhaft! Erzähle gut, und laß sie uns dann selbst machen, das wäre klüger.

Ich glaube, nun werden Sie wol nicht weitere Beweise verlangen, daß Gellert ein kläglicher Erzähler ist, wenigstens in der ernsthaften Gattung. Von der komischen sollten Sie mich dispensiren; es ist eine saure Arbeit. Vor heute wenigstens nichts mehr davon. Leben Sie wohl.

---

# Neunter Brief.

Ist Ihnen nicht bey der Beurtheilung der Gellertschen Erzählung die Stelle in Voltairens Briefe an Maffei eingefallen? Le défaut de genie, la froideur de la versification - voilà le grand point, voilà le vice capital qui fait périr tant de poëmes. L' Art d'être eloquent en vers est de tous les Arts le plus difficile & le plus rare. On trouvera mille genies, qui sauront arranger un Ouvrage & le versifier d'une maniére commune; mais le traiter en vrais Poëtes, c'est vn talent, qui est donné à trois ou quatre hommes sur la terre. Die Wahrheit dieses Satzes müssen Sie bei Gellerten erfahren haben, denn freylich ist der Haupteinwurf wider ihn, daß er kein dichtrisches Genie besaß. Dies haben Sie in der Zergliederung seines Inkle und Yariko deutlich gezeigt, und

mich dadurch auf das Schauspiel neugierig gemacht, ihn als komischer Erzählungsdichter vor Ihrem Richterstule zu sehen.

Ich will indeß doch auch keinen müßigen Zuschauer abgeben; sondern ein wenig Gellerts Verdienst als Lehrdichter in der Nähe beleuchten. Denn, ob er gleich ein noch besserer Lehrdichter seyn könnte, als er wirklich ist, ohne deswegen den Namen eines Dichters von Genie zu verdienen; (denn was ist ein Lehrgedicht ohne Bilder, ohne Schilderungen, ohne dichterischen Schmuck, ohne geschickte Einkleidung der vorzutragenden Sätze, und ohne künstlich eingeschaltete episodische Erzählungen, wie die mehrsten unter den Deutschen sind?) so ist es doch billig, daß man den Mann auch von dieser Seite betrachtet, welche noch dazu verschiedne sehr gründliche Kenner, die ihn besonders wegen der Moralität seiner Gedichte verehren, für seine stärkste halten.

Diese Moralität, welche einen wirklich edlen Zug in dem Character seiner Schriften

aus-

macht, zeigt sich durchaus in seinen Lehrgedichten. Er hat weder, wie Virgil, seine Süjets aus der Natur und denen dahin einschlagenden Kenntnissen, noch, wie Pope und Boileau, aus dem Fache der Weltweisheit und Critik genommen. Die Materien sind alle aus der Moral geschöpft. Dies ist die gewöhnliche Art der deutschen Dichter, daß sie in moralischen Denksprüchen einherstolziren, welches mich sehr wundert, denn nichts bedarf einer poetischen Einkleidung in höherm Grade, als eben sittliche Materien.

Wir haben einen Ueberfluß an dogmatischen Dichtern, welches theils von dem Character der Nation, die dafür bekannt ist, daß sie mehr gründlich als leicht und lebhaft denkt, theils von unsrer frühen Bekanntschaft mit den Engländern herrührt. Haller, Dusch, Wieland, Uz, Cronegk, Hagedorn, Lichtwehr u. a. haben sich in diesem Felde hervorgezeichnet. Obgleich alle mit sehr verschiednem Vortheil, so sind sie dennoch, sogar Lichtwehr, in mei-

nen Augen über Gellert. Ich werde suchen, Ihnen meine Meynung zu beweisen.

Zuvor aber muß ich Ihnen sagen, daß es mir scheint, als wenn die wenigsten Leute wüßten, was eigentlich unter einem wahren Lehrgedichte zu verstehen sey. Nach dem gewöhnlichen Begriffe davon kann ich diese Gattung ohnmöglich unter die Gedichte rechnen, und Boileau ist mir nichts mehr, als ein witziger Versmacher. Es ist hier nicht meiner Absicht gemäß, Ihnen weitläuftig die Regeln zu zeigen, nach welchen ein Lehrgedicht, welches meine Forderungen erfüllen soll, beurtheilt werden muß. Ich will Ihnen nur durch Anführung eines Beyspiels meine Ideen deutlich zu machen suchen. Wir Deutschen haben nur einen Lehrdichter nach meinem Begriff, und der ist Wieland. Nicht in seinen bekannten Lehrgedichten, welche er schrieb, als ihn noch der Geschmack für die englischen Dichter beherrschte; nein! in seinem vollkommensten Gedichte, das ihn zum Stolze seines Vaterlandes

und

und zum Mitgenossen der Unsterblichkeit macht -- in seiner Musarion. Man rechnet gewöhnlich dies Gedicht zur Erzählung; dies kömmt aber eben von den falschen Begriffen her, die man sich sowol von der Erzählung, als vom Lehrgedichte macht. Was die Erzählung ist, haben Sie, nach meiner Meynung, richtig gezeigt. Sie ist eine dichterisch bearbeitete Geschichte, die die Absicht hat, entweder zu rühren, oder zu belustigen. Die Fabel ist, wie Sie gleichfalls urtheilen, nur in der Absicht von der Erzählung unterschieden; denn sie will nichts, als nützen. Nun lassen Sie mich noch hinzuthun, daß das Lehrgedicht einen oder mehrere Sätze aus allen möglichen Theilen der Wissenschaften in sich begreift, welche entweder nach einem dichterischen Plan geordnet, und mit solchen episodischen Erzählungen, die die Sätze zu beweisen vermögen, durchflochten sind, oder in eine einzige geschickt erfundene Erzählung von dem Dichter eingekleidet werden. Hieraus entstehen zwey Gattungen des Lehrge-

dichts. Es ist also von der Erzählung darinn unterschieden, daß es den Endzweck hat, zu nutzen; und von der Fabel, daß, da diese eine dichterisch bearbeitete nützliche Geschichte ist, jenes dichterisch eingekleidete Sätze enthält, die durch eingestreute Erzählungen bewiesen, oder gar in einer solchen durchaus vorgetragen werden. Beym ersten Anblick scheint diese Erklährung zwar mit der Erklährung der Fabel zusammen zu laufen. Es ist aber in der That nicht so; denn, außer der ersten Gattung des eigentlichen Lehrgedichts, welches ordentlich nach einem Plane entworfene Sätze mit untermischten beweisenden Erzählungen enthält, und also deutlich genug von der Fabel unterschieden werden kann, so ist die zwote Gattung, da ein oder mehrere Sätze, in einer einzigen Erzählung eingekleidet, vorgetragen werden, durch ihre größere Weitläuftigkeit, durch eine geringere Handlung, und durch die eingestreuten Anmerkungen, besonders aber durch die längern moralischen Reden der Personen, worinn eigent-

eigentlich alsdenn die Lehrsätze enthalten sind, von der Fabel merklich verschieden. In jener ersten Gattung hat Virgil gewissermaaßen gedichtet, in dessen Lehrgedichte die Episoden das vorzüglichste sind. In eben derselben hätten alle diejenigen unter den Franzosen, Engländern und Deutschen dichten sollen, welche uns mit ganzen Büchern gereimter Denksprüche beschenkt haben. In der zwoten Gattung ist mir niemand als unser Wieland bekannt, dessen Musarion in derselben ein Muster abgeben kann.

Sollten Sie diese vestgesetzten Begriffe vom Lehrgedicht -- die ich nur so flüchtig hingeworfen habe -- billigen; so möchten wol nur sehr wenige seyn, denen Sie den Namen eines eigentlichen Lehrdichters zukommen ließen. Ich für meinen Theil, kenne außer Wielanden wenig oder gar keine. Unter allen aber ist Gellert der letzte. Nach den eben bestimmten Regeln ist er also gar nicht einmal zu beurtheilen. Welch ein unsinniger Einfall wäre es,

wenn ich ihn mit Hesiod, Virgil oder Wieland vergleichen wollte? Nein, ich will minder streng mit ihm umgehen. Wir wollen ihn einmal mit der gewöhnlichen Gattung von deutschen Lehrdichtern in Parallel stellen.

Sehen Sie Gellerts Lehrgedichte an! Kein einziges ist darunter, das mit den Lehrgedichten eines Utzens oder Dusch in Vergleichung gebracht werden könnte. Diese erwählten wichtige und weitläuftige Süjets zu ihren Gedichten, wie die Kunst, stets frölich zu seyn, des erstern, und die Wissenschaften des leztern, und erschöpften diese Materien von Grund aus. Da hingegen Gellert nur einige Gedanken über solche minder schwere Gegenstände, als Reichthum, Ehre und Ruhm sind, ohne Plan und gehörige Verbindung hinwirft. Wie weit ist dieses unter Lehrgedichten, die, wie das Wielandische, über die Natur der Dinge, oder das Duschische von der Glückseligkeit der Tugendhaften, die Anordnung und Ausarbeitung eines durchgedachten Planes voraus

aussetzen, eine Höhe, zu welcher sich Gellert nie geschwungen hat! Es ist wahr, Haller und Hagedorn haben eben sowenig, wie er, große und weitschichtige Plane zu ihren Lehrgedichten entworfen und ausgeführt: allein wie stark denkt nicht ein Haller! wie gedrängt, wie körnigt schreibt er nicht! wie edel ist sein Ausdruck! Und wie reizt Hagedorn durch die Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände, durch den versteckten Spott, der uns ein Lächeln über seine Thoren abzwingt, durch die lebhaftgezeichneten Charactere, und durch die Gelehrsamkeit, die, ohne pedantisch zu erscheinen, aus seinem kleinsten Epigramm hervorblickt! — Nichts von allem diesen besitzt Gellert. Man müßte ihn denn etwa mit Hagedorn in der Schilderung der Charaktere in Eine Classe stellen wollen, wie viele thun, die nicht wissen, daß es nicht genug ist, die Charaktere richtig zu zeichnen, sondern daß sie auch, wenn die Schilderung ins Auge fallen soll, lebhaft ausgemahlt seyn müssen.

Sehen Sie einmal, mein Freund, die Schilderung Gellerts von einem Reichen an, dessen äußerlicher Glanz nichts ist, wie Uz sagt, als

ein Quaalgepränge des Gesichts,

und geben Sie mir alsdenn Recht, daß dieser itzterwähnte Dichter in einer ähnlichen Schilderung, die ich mit der ersten vergleichen will, nicht allein richtiger, sondern auch unendlich lebhafter, wie Gellert mahlt. Gellert spricht:

Ich eile vom Cleanth zum glücklichern Lupin.
Er glänzt, und alles glänzt in seinem Haus um ihn.
Er führt mich selbst herum. Mehr kann man nicht erblicken,
Mehr Kunst und mehr Geschmack, ersonnen zum Entzücken.
Hier herrscht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht.
Was Künstlern witzig (*) glückt, was Mahler ewig macht,

Was

---

(*) Ein übelgewähltes Beywort!

Was seine Wollust heischt, das lachte mir
entgegen,
Und nichts gebrach an dem, was Menschen
wünschen mögen.

Sagen Sie mir, mein Freund, nennen Sie das eine Schilderung? Vt pictura sit Poësis! Ich möchte wissen, wie ein Mahler hieraus ein Gemählde machen könnte. Es ist ja gar kein Gegenstand, der dem Geiste eigentlich vorgestellt wäre, darin zu finden. Nach dieser Beschreibung lassen sich zehn Gemählde machen, denn in allen acht Versen ist nichts gesagt, als: Lupin wohnt in einem prächtigen und bequemen Hause. Welche verdießliche Ausdehnung der nichtsbedeutendsten Gedanken! Was gewinnt der Leser dabey? Sieht er etwa den glücklichen Lupin? Nichts weniger! er mag ihn sich selbst nach Belieben vorstellen. Das war des Dichters geringste Sorge. -- Nun hören Sie Utzen!

Wenn

Wenn dies uns elend macht, so ist Sejan
beglückt.
Er zählt nach Tonnen Golds, hat Häu-
ser, Ländereyen,
Hat alles, was man braucht, sich vornehm
zu erfreuen:
Sein schimmernder Pallast vereinigt stolze
Pracht
Und seiner Zierde Reiz, der alles schöner
macht.
Das weite Vorgemach erthönt von bunten
Haufen
Der Unterthänigen, die sich an ihn ver-
kaufen.
Sein Tisch erwartet ihn, mit Silber über-
deckt,
Mit allem angefüllt, was leckern Zungen
schmeckt.
Er hört, wie sinnreich ihn die Ordensbän-
der preisen,
Und lächelt ohne Lust; ihm ekelt für den
Speisen.

Hier

Hier sehe ich doch Gegenstände vor mich! Ich sehe die Häuser, die Güter des Sejans. Zwar glänzt hier nicht alles in seinem Hause um ihn, er führt mich zwar nicht selbst herum, ich sehe nicht alles, was Menschen wünschen mögen (denn bey der Menge möchte ich wol gar nichts sehen); aber ich sehe dafür Sejans Vorgemach voll Schmeichler, seine Tafel voll Silbergeschirr und Leckerbissen, ich höre ihn von vornehmen Gästen rühmen; anstatt daß ich mir alles dies bey Gellerten im Geiste vorstellen muß. Wie kann man dies Schildereyen nennen?

Wir wollen zu den Gemählden beyder Dichter von dem innerlichen Unglück dieser Reichen fortgehn. Gellert sagt von Alzest:

> Wenn niemand glücklich ist, so ists vielleicht
> Alzest (*).
>
> Itzt zeigt mir ihn mein Freund. O welch
> ein blaß Gesichte!

Wie

(*) Sehr zweydeutig ausgedrückt!

Wie kraftlos geht der Mann! (**) Sind
dies des Fiebers Früchte?
Ja, siech zu seyn, dies ist sein Unglück auf
der Welt.
Noch siecher machen ihn die Aerzte für sein
Geld.

Ich kenn ihn, spricht mein Freund, die
Nacht ist seine Plage,
Und für die Quaal der Nacht rächt sich Alzest
bey Tage.
Er suchet Freund und Welt, Zerstreuung,
Spiel und Scherz,
Doch weder Freund noch Lust dringt in
sein mattes Herz.

Sein Tisch ist reich besetzt, sein Wein ist
stets der beste;
Doch beydes Tisch und Wein vergnügt nur
seine Gäste.

Alzest ist mißvergnügt, und will es doch
nicht seyn.
Er ißt, ihm ekelt schon; er trinkt, ihm
schmeckt kein Wein.

Es

(**) Wie kraftlos reimt der Mann!

Es ist wahr, hier ist der Dichter etwas umständlicher im Beschreiben. Aber auch wie langweilig! Wie unbestimmt ist die Schilderung! Und wo finden Sie einen dichterischen Ausdruck in der ganzen Stelle? Nun lassen Sie uns sehen, wie Uz seinen Siechen mahlt:

Zu Freuden ungeschickt, und ungeschickt zu Pflichten,
Durchseufzt er früh genug des Lebens matten Rest,
Das ihm, aus Hunderten, die Parze grausam läßt.
Wann sein geschwächter Leib ein herbstlich Lüftchen scheuet,
Kein fröhlich Saytenspiel den stumpfen Sinn erfreuet,
Und aus der Gattin Arm, die zärtlich nach ihm sieht,
Verzweiflung ihn verscheucht, und Wollust vor ihm flieht.

Er fühlt in seinem Fleisch die Dornen
scharfer Schmerzen
Und ach! zu späte Reu in Unruhvollen
Herzen,
Die, gleich Harpyen, ihn beym Gastmahl
überfällt,
Den Ortolan beschmitzt, und Cyperns
Wein vergällt.

Liegt nicht in der ersten Zeile dieser Verse die ganze weitläuftige Gellertsche Beschreibung? -- des Lebens matter Rest -- wie viel edler ausgedrückt, als Gellerts schaale Ausrufungen: O welch ein blaß Gesichte! Wie kraftlos geht der Mann! —— Ja, siech zu seyn, u. s. w. Dieser Gellertsche Vers ist unendlich matt gegen die dritte Uzzische Zeile.

Doch habe ich nöthig, Ihnen dies zu zeigen? Ist es nicht außer Zweifel, daß Uz sein Süjet weit dichterischer behandelt hat, als Gellert? Eben so wenig ist er mit Hagedornen ohne seinen größten Nachtheil zu vergleichen, denn

dieser, wenn er gleich in seinen Lehrgedichten ärmer an poetischen Ausdrücken ist, als Utz, zeichnet seine Charaktere dennoch stets ungleich richtiger und lebhafter, als Gellert. Wer, der nur irgends weiß, was Dichtungsgeist ist, wird also nicht lieber Gellerten in Prose, als in schleppenden Versen, moralisiren hören?

In eben dem Gedichte, woraus ich die beyden angeführten Schilderungen genommen, kommt das Soliloquium eines nach Ruhm gierigen Schriftstellers vor, darin die Carrikatur auf eine unwahrscheinliche Art übertrieben ist. Ersparen Sie mir, liebster Freund, die vielen Auszüge, und glauben Sie mir auf mein Wort, daß der Schriftsteller so eitel und dabey so lächerlich spricht, daß, wenn er so schreibt, es nicht wunderbar ist, wenn Gellert von ihm sagt:

— Dieselbe Welt, die deinen Namen preist,
Hat oft, in einem Tag, ein Wandrer durchgereist.

Dies klingt freylich etwas anders, als die geistreichen Worte des Schriftstellers:

— — Dies kann ich nicht vertragen;
Nein, neben mir zu stehn, dies muß sich keiner wagen.

Urtheilen Sie selbst, mein Freund, hätte Gellert nicht besser gethan, wenn er seinen Ruhmsüchtigen zwar tadelnswürdig, aber doch nicht offenbar verächtlich geschildert hätte?

Sein Gedicht, der Christ, zeigt, wenn man es gegen Racinens Religion hält, daß Gellert gar nicht wußte, welcher Ausschmückung dieser Gegenstand fähig ist. Es ist durchaus gereimte Prose.

Ich wollte gern, um nicht partheyisch zu scheinen, einige gute Stellen aus seinen moralischen Gedichten hervorziehen; allein, bey allen Musen! ich kann keine finden. Nur in wenigen entdecke ich, daß der Gedanke doch ganz hübsch gesagt ist, und manchmal stößt mir auch eine ganz erträgliche Wendung auf. Das ist es aber auch alles, und noch dazu selten genug.

War-

Warum legte sich doch der Mann die saure Pflicht auf, die ihm niemand Dank weiß, prosaische Gedanken in Silbenmaaß zu fesseln, und ihnen den Schellenklang des Reims anzuhängen? Hätte er doch so geschrieben, wie er dachte!

Eben so fällt mir, mein Freund, die Apostrophe, womit Sie wider Kästnern zu Felde ziehn, in die Augen. Ich freue mich herzinniglich, daß Sie Milton gegen seinen Einwurf gerettet haben, wenn anders ein so großer Mann, wie Milton, gegen einen so elenden Einwurf vertheidigt werden kann. Auch gebe ich Ihnen vollkommen Recht, wenn Sie sagen, daß Kästner manchmal gar zu ängstlich nach Witze jagt. Aber das verzeihe Ihnen der Gott des guten Geschmacks, dessen Gemeinde ohnedies in dem Lande sehr schwach ist, worin Kästner lebt, daß Sie wünschen, dieser Mann möchte in dem Zirkel seiner mathematischen Wissenschaften bleiben, und die Hofnung aufgeben, in dem Reiche des Witzes jemals Sitz und Stimme zu erlangen. Herr! die hat er längst, wenn ich

nicht sehr irre. Ich schätze ihn, als einen unsrer besten epigrammatischen Dichter, und als einen Schriftsteller, der mehr, als alle andre, im Stande ist, die Ungerechtigkeit des Vorwurfs zu zeigen, den man immer den Deutschen macht, daß sie das Geheimniß nicht wüßten, mit der Gründlichkeit den Witz zu vereinigen. Lassen Sie es uns einem Manne Dank wissen, daß er sich öffentlich zum Sachwalter des Witzes aufwirft, und sich der steifen Pedanterie, die lange genug im Reiche der Wissenschaften geherrscht hat, entgegen setzt, dem niemand den Vorwurf machen kann, daß er nicht eben sowol solide als schöne Kenntnisse besitzt. Ich wenigstens liebe einen jeden, der ein Stück

> von jenem Ehrenwulst der Dame Quintagnone

abreißt, womit sich noch stets unsre Philosophie auszuschmücken bemüht ist.

Aber ich habe noch einen andern Einwurf wider Kästnern, dazu mir unser Liebling Gellert Anlaß gegeben. Stellen Sie sich einmal,

mein

mein Freund, den grotesken Einfall des göttingischen Mathematikers vor, einen Einfall, der noch vor ihm nie in den Kopf eines gesunden Menschen gekommen ist, und nach ihm auch schwerlich jemals wieder darein kommen wird, nämlich eine Vergleichung zwischen Gellerten und dem grösten Genie, das je die Welt hervorgebracht, -- Ihren alten Freund Cicero! Nein, mehr bin ich, seit der Zeit, da die unerklärbare Metamorphose mit Wieland vorgieng, nicht erstaunt, als über diese noch unerklärbarere Grille Kästners. Ich weiß wol, er will diese beyden Männer nur in Rücksicht auf den Stil vergleichen. Allein erstlich geht das gar nicht an; denn Gellert wird niemals von wahren Kennern des Genies der deutschen Sprache für einen classischen Schriftsteller gehalten werden, und zweytens ist es in aller Betrachtung lächerlich, zwey Männer neben einander zu stellen, davon der eine den grösten Beweiß von der Würde des menschlichen Verstandes, und der andre das unwidersprechlichste Beyspiel von ei-

nem seichten Denker abgiebt. Guter Gellert! um der Cicero Deutschlands zu seyn, fehlte dir, außer allem, auch vorzüglich seine Beredsamkeit. Sollte es aber geschehen (denn wer kennt die Launen des Schicksals?) daß du auf die Nachwelt kämest, und zum Muster der deutschen Sprache gebraucht würdest: o so mögen deine Schriften ewig die Lesung der Knaben in Tertia bleiben. Dies ist der Ort ihrer Bestimmung; es lassen sich reine deutsche Phrases daraus lernen. Und wie viel Verbindlichkeit haben dir alsdann die Klopstocke und Ramlers, daß du ihnen diesen ehrenvollen Posten gütigst abgenommen, indeß ein Cicero sogar sich unter dem Schicksale beugen muß, das ihn in die Hände unsrer Schulknaben verdammet.

Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Freund, wie dies mich stutzig machte, als ich zwey in meinen Augen so entgegen gesetzte Namen durch Kästnern in eine gewisse Art von Gleichheit gestellt erblickte.

# Zehnter Brief.

Der, welcher voller Mißtrauen über sein eigen Urtheil daran zweifelte, ob er auch Recht hätte, wenn er Gellerten, den die Nation so sehr erhebt, als einen schlechten Dichter fand, zieht jetzt selbst wieder ihn zu Felde, und hilft mir um die Wette, den glänzenden Schleyer von dem Haupte dieses auf die oberste Staffel des Parnasses erhobnen und an die Stelle Apolls selbst gesetzten Marsyas herunterzureißen, und ihn von seiner Höhe herabzustoßen. Welche Veränderung! Aber schön! Recht schön! Ich freue mich, so einen Gefährten bekommen zu haben. Im Ernste, Ihr letzter Brief hat mich recht ergötzt. Ich dachte, Sie verlangten, daß ich Ihnen Gellerten in seiner ganzen Blöße in allen Stücken zeigen sollte; dieses that ich nun nach Vermögen, und

bey jedem Zug, den ich an der Löwenhaut that, entdeckten sie zwar unleugbar, daß das darunter verborgen wäre, was Ihnen der Anschein schon längst gesagt hatte, daß es darunter läge. Allein Sie vermutheten an diesem Geschöpfe, je nachdem ich die Decke abzöge, noch immer etwas Löwenartiges zu finden, das wir beyde noch nicht bemerkt hätten, und das die Ursach der Meynung derjenigen wäre, die es wirklich für einen Löwen hielten. Daher schien es mir, daß sie lieber bey diesem Geschäfte zusehen, als selber mit Hand anlegen wollten. Itzt find ich aber, Sie helfen mir mit voller Hand die Löwenhaut abziehn, und ersparen mir die Mühe, sie von allen Seiten abzunehmen. Allein, sind sie nicht grausam? Sie sind völlig meiner Meynung, Sie haben dagegen nicht den geringsten Zweifel, und wollen doch, daß ich Gellerten noch als komischen oder scherzhaften Erzählungsdichter vorstellen soll. Wie böse, daß ich den Mann, um ihn zu critisiren, lesen muß! Doch weil sie mir seine Schwäche im Lehrgedicht vorge-

gelegt haben, welche Mühe, wie ich sehe, nicht wenig ekelhaft war, so will ich Ihrem Verlangen gemäß handeln, und etwas von seinen scherzhaften Erzählungen sagen. (*)

Die scherzhafte Erzählung muß nach meiner Meynung in der Anlage schon sehr was reizendes haben, wenn sie gefallen soll. Ueberdies muß sie vollkommen gut erzählt seyn. Alles muß darin zum Zwecke gehen, und zur Ergötzung beytragen, denn nirgends wird man leichter fade als in dieser Gattung, sobald man sich in Reflexionen einläßt, wenn sie nicht ganz au-



---

(*) Zuvor muß ich Ihnen aber mit zwey Worten melden, daß ich Ihre Theorie vom Lehrgedicht recht gut und artig finde. Freylich macht man sich hievon gewöhnlich keine richtigen Begriffe. Ich verspare es auf ein andermal, Ihnen über diesen Punkt meine eigne Meynung zu sagen. Itzt fehlt mir die Zeit dazu; denn die Materie erfodert etwas Weitläuftigkeit, und der eigentliche Inhalt dieses Briefes ist doch der komischen Muse gewidmet.

ßerordentlich launigt sind. Zudem muß alles aufs lebhafteste gemahlt seyn; denn es ist viel schwerer, das Lachen als das Weinen hervorzubringen, man müßte denn sehr plumpe Leute vor sich haben. Ohne die größte Lebhaftigkeit im Erzählen kann man das durchaus nicht. Anstatt daß eine mittelmäßig erzählte Geschichte, die durch ihre Anlage etwas rührendes hat, schon fähig ist, das Herz zu bewegen, und man sie, wie Gellert seine Inkle und Yariko, ganz verhunzen muß, wenn sie unausstehlich seyn soll. Aus dem, was ich hier sage, können sie schon ersehen, daß ich der Meynung bin, eine sehr gute Comödie sey viel schwerer zu machen, als ein sehr gutes Trauerspiel; und das beweiset auch der Augenschein, da es viel mehr gute tragische als gute komische Dichter giebt.

Sobald man also gesagt hat, Gellerts Erzählungen sind matt, so hat man das Endurtheil über sie gesprochen; denn alsdenn sind sie auch nicht eine Puffbohne werth. Und matt sind sie denn doch in der That, nicht allein in

der

der Einkleidung, sondern auch meistens in der Anlage. Ich weiß nicht, wo er sie mag alle hergefischt haben. Daß er aber selbst nur wenige erfunden hat, glaube ich sicher, wiewol die mehrsten Erfindungen herzlich mager und ihm vollkommen angemessen sind; so daß er auch wol viele aus seinem eignen Kopfe könnte herausgeklaubert haben. Allein hat er das nicht; so sieht man aus der Wahl, wie sehr es ihm an Genie mangelte.

Ich kann hierbey eine Bemerkung nicht verschweigen, die ich gemacht habe; die ist: daß doch würklich das warhafte originelle erfinderische Genie ganz besonders in den mehr südlichen Theilen der Welt, wo die Wissenschaften erfunden und gepflegt worden sind, als in den nordlichen, zu Hause zu gehören scheint. Selbst die Franzosen sind keine erfinderische Köpfe, oder doch nur sehr wenige unter ihnen können darunter gerechnet werden. La Fontaine hat alle seine beßten Erzählungen aus dem Arioft, Machiavell, Boccacio und aus den Nouvelles

de

de la Reine de Navarre, welches aber alles Früchte des erfindsamen Kopfes der alten südlichen Troubadours sind. Spanien und Italien sind gleichfalls die Schatzkammern der Erfindungen im theatralschen Fache. In den Romanbegebenheiten haben zwar würklich die Franzosen eine Erfindungskraft, aber man glaube ja nicht, daß ihre besten Romane an Originalen, Erfindungen der Verwickelungen und Auflösungen mit den Spanischen zu vergleichen sind, die sie doch stets, als ihre Muster, nach denen sie sich gebildet haben, betrachten müssen. Nur bey den Engländern finde ich, daß ihre politische Freyheit, und die daraus entspringende Freyheit in der Denkungsart, dasjenige gleichsam ersetzen, was der Beschaffenheit des Climas abgeht; denn sie haben würklich im Dramatischen und im Romantischen ganz originelle Köpfe.

Ich will die Warheit dieser Bemerkung, die mir aus allen den datis, die ich dazu habe, vollkommen richtig scheint, dahin gestellt

seyn

seyn lassen, und nur untersuchen, ob Gellert schön erfunden, oder das von andern erfundne richtig gewählt hat. Das deucht mir nun nicht. Man muß zum Beyspiel wohl unterscheiden, welche Geschichte zu einer Erzählung Stoff giebt, und welche nur etwa geschickt ist, ein zehn oder zwölf Zeilen langes Epigramm auszumachen. Was ist Chloris, das Gespenst, der Selbstmord, der gütige Besuch u. a. was sind sie mehr, als höchstens solche, die Stoff zu einem Epigramm geben könnten, und die nimmermehr auszustehen sind, wenn sie in der Brühe einer Erzählung ausgedehnt werden. Außerdem ist Gellerts ewiger Tummelplatz die Zänkereyen der Ehen, die er auf hundert und hundert Arten eingekleidet hat, und die am Ende ermüden, zumal wenn sie mit so wenig Neuheit vorgetragen werden, als er es thut. Jede Sache trägt er gedoppelt vor, als der zärtliche Ehemann, die zärtliche Frau, die Wittwe (welche nach der Matrone von Ephesus zusammen gestoppelt ist) der beherzte Entschluß, der glücklich gewordne

Ehe=

Ehemann, der Kranke, der wunderbare Traum, der betrübte Wittwer u. s. w.

Wie lächerlich zeigt es auch nicht von dem gänzlichen Mangel an Erfindungskraft, wenn man einen Mann den in einer lahmen Comödie schon abgedroschenen Charakter oder Einfall in einer Erzählung noch einmal ausmergeln siehet, als die Betschwester und die kranke Frau. Wiederum giebt es einige, die ganz ohne allen Reiz, ohne allen Zweck und Vernunft sind, als der erhörte Liebhaber u. a. m.

Wenn man nun von dem allgemeinen der Erzählung auf das besondre geht, so findet sich eben die Magerkeit an Einfällen. Nothwendig müssen seine Scherze, wenn sie auch gut wären, wegen der schon bemerkten Gleichförmigkeit der Süjets, ermüden. Immer über die Zänkereyen der Ehen oder über die schlechten Autoren, wovon die meisten Erzählungen handeln, zu scherzen, muß ekelhaft werden, und wenn es auch noch so gut geschiehet. Aber weit gefehlt,

daß

daß es stets so geschehe! Im Gegentheil sind die meisten Einfälle matt und gedehnt. Auch in den Wendungen ist eine ekle Einförmigkeit. Wie oft z. B. ist der triviale Kunstgriff der Ironie gebraucht, oder daß man dem Leser anfänglich eine ganz entgegengesetzte Seite zeigt, als diejenige ist, die die Erzählung nachher selbst entdeckt. Wenn ein Mann sonst nichts als das weiß, um zu belustigen; so verdient er nur, die Seelen von der gröbsten und ungeschliffensten Gattung zu kützeln. In der That, muß ich gestehen, halte ich Gellerten für einen Schriftsteller, der nur fähig ist, den Pöbel zu belustigen. Dieser kann allein noch durch das Triviale zum Lachen bewogen werden, wenn es gleich plump ist. Haben Sie nicht bemerkt, daß er etwas sehr plebejes in seinen Ausdrücken hat, welches von dem Manne zeugt, der in seiner Jugend gar keine gute Erziehung muß gehabt, und keine feine Gesellschaft gesehen haben. Dies ist am meisten daraus zu ersehen, daß er nicht den geringsten Adel in der Schreib-

art hat, und nur die trivialsten Scherze kennt, und anzubringen weiß; ferner, daß er, sobald als er fein thun will, ins Alberne und Abgeschmackte fällt; und endlich, daß ihm die Stellen, wo er Bauern aufführt und reden läßt, recht nach dem Leben glücken. Denken Sie nur an die Worte:

Ihr Ochsen, die ihr alle seyd,
Euch Flegeln geb ich den Bescheid rc.

Der Streit über den Rhein im Processe, der über Irrlicht oder Irrwisch in einer andern Erzählung, der junge Drescher u. a. Orten mehr, das ist alles in dem ächten Baurentohne erzählt. Und ich glaube, daß, wenn dieses den Bauern vorgelesen worden ist, sie sich über ihren Maler herzlich ergözt haben. Dieses mag ihm auch wol die Lobsprüche zugezogen haben, die ihm einer nach seiner eignen Erzählung in seinen Briefen gegeben haben soll. Gott behüte, daß ich diese ehrwürdige Classe von Menschen gering schätzen sollte! Aber ein Schriftsteller schreibt entweder allein für sie, und dann

darf

darf er von den andern nicht gelesen werden, oder er verdient den Namen eines pöbelhaften Schmierers. Denn in dem Reiche der Wissenschaften und des Geschmacks macht diese Ordnung von Menschen eine gar zu schlechte Figur.

Was ich hier gesagt habe, wäre nun, dächte ich, wol genug, um zu beweisen, daß Gellert auch hierin ein Dichter ohne Genie und ohne Geschmack war. Aber es lassen sich davon noch mehr Beweise anführen. Er ist in der Ausführung eben so unglücklich als in der Anlage. Ueberall ist er bis zum Ekel weitschweifig. Lesen Sie die Erzählung Chloris, ob nicht das, was er dort von den Beschäftigungen der Chloris als Taube in zwanzig Versen sagt, in vieren gesagt werden könnte. Und denn, wie unnöthig ist die Einleitung von dem Seufzen der Chloris, von dem Wunsch nach dem Tode, wegen ihres Liebhabers vermeinter Untreue, von ihrem Vertrag mit ihm; was hat das mit dieser Erzählung zu thun! Wie hat

denn Chloris deswegen die Strafe verdienen können, die ihr von der Venus aufgelegt wird? Wenn Gellert einen Funken von Geschmack gehabt hätte; so hätte er einsehen müssen, daß diese Einfädlung der Geschichte äußerst unschicklich wäre? Konnte er ihr nicht diese Verzweiflung wegen eines schlechten Streiches eingeben, der uns das Mädgen in dem wahren und verhaßten Charackter dessen, was die Franzosen Coquette nennen, darstellte? z. B. daß eine Mannsperson, den sie Lust gehabt hätte, durch ihre Buhlereien an sich zu locken und einer ihrer Freundinnen untreu zu machen, ihre Reize verachtet hätte, oder so was dergleichen. Alsdenn wäre die Erzählung etwas erträglicher geworden, und es hätten vielleicht dabey gute Scherze angebracht werden können. Wie weitschweifig ist nicht auch die folgende: der Kranke, erzählt. La Fontaine hat eben den Gedanken auf eine andre Art ausgedrückt. Es ist bey weitem keine von seinen guten Fabeln, allein unendlich besser, als Gellerts seine. Dort ist

sie

sie kurz und nervös erzählt, und schließt mit einer artigen pointe. Hier sehen Sie, wie sie erbärmlich geleiert ist. Und der Pendant davon, der wundervolle Traum, ist eine so abgeschmackte Erfindung, als sie sich kaum denken läßt. Man sieht recht den seichten Kopf daran, der was erfinden will, und nichts als etwas albernes heraus bringen kann.

Wenn auch manchmal in einer eine gute Wendung vorkömmt, so wird sie unter einem Schwall von matten Versen erstickt. Das Unglück der Weiber hat ein paar glückliche Stellen. Als z. B.

O Himmel, welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blaße Schaaren.
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn,
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schreyn.

Und diese:

So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,

Die sich gewünscht des Mannes los zu
seyn?
Von tausenden nicht Eine? Nein!
Nun, das ist viel, da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

Das ist recht gut und naiv. Aber lesen Sie dann nur weiter. Da finden Sie nicht minder als siebenzehn ganz matte Verse hinter einander, von der Zeile an: Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen ꝛc. Der Zufall hat ihn wol ein paar mal recht geleitet; denn wer immer nach Einfällen jagt, je nu, der findet wohl einmal einen; aber sie sind so selten beym Gellert, und die schlechten sind so häufig, daß es offenbar ist, daß erstere bloß vom Zufall herrühren, und sein Genie und Geschmack bey der Erfindung und Wahl derselben nichts beygetragen haben.

Doch genug von Gellerten und seinen Erzählungen. Ich erinnere mich, daß ich noch einen streitigen Punct mit Ihnen auszumachen habe,

habe, der deswegen noch wichtiger als der Gellertsche ist, weil er unter uns selbst streitig ist, da wir über jenen einerley Meynung waren, und Sie nur dabey suchten, Ihre Neugierde ein wenig zu befriedigen. Dieser Punkt betrift, wie Sie leicht denken können, Kästnern. Sie sagen von ihm, er vereinige den Witz mit der gründlichen Gelehrsamkeit. Wie verstehen Sie das? In seinen wichtigern Werken? Laß uns sehen, in wie ferne das wahr ist. In seinen mathematischen Lehrbüchern wüßte ich nicht, daß etwas witziges stünde, und es wäre auch daselbst sehr schlecht angebracht. Er hat einige philosophische und litterärische Sätze in eine witzige Einkleidung gebracht; das gestehe ich. Aber gehört denn dies unter die Werke, die ihm Ehre machen? Gewiß nicht. Man sieht offenbar darin, wie Gründlichkeit und gesunde Vernunft unter diesem Jagen nach Witze leiden. Was hilft mirs, wenn ich eine philosophische Schrift lese, daß die Einkleidung schnakisch ist,

denn

(denn das ist das wahre Wort) wenn die Sachen halb wahr und seicht sind. „Es gefällt der Menge.“ Wohl! schreibt man aber bloß, um die durch den Schein zu blenden? Denn das thut man eigentlich, wenn man etwas Seichtes gefällig einkleidet. Sagen Sie mir, sind Ciceros Tusculanische Fragen à la Kästner eingekleidet? O nein! der Freund des wahren Schönen, des Schicklichen, hasset diese Einkleidung. Darin besteht eben dasjenige, worin mir dieser Schriftsteller mißfällt, daß er überall nach Witze jagt. Und darum, daß er das nicht sucht, worin wahre Ehre für ihn zu finden wäre, hab' ich ihn getadelt. Meynen Sie aber etwa, daß Hr. Kästner den Witz mit gründlicher Gelehrsamkeit auf solche Art vereinigt, daß er jedes besonders zeigt und anbringt? Es ist wahr, er hat ein Bändgen Gedichte herausgegeben; die rechnen Sie aber doch wol nicht unter die Werke, so ihm Ehre bringen? Man lernt auf Schulen ein Verschen machen, diese Uebung, welche vortreflich ist, setzt man

auf

auf Universitäten fort, und ein Mann, der in Bedienung ist, gebraucht sie noch manchmal bey vorfallenden Gelegenheiten. Daß aber unsre Gelehrte alsdenn solche Dinge dem Publiko vorlegen; ist zu bejammern. Denn da zeigt sich ein solcher Mann als Dichter, und wird lächerlich, weil er eine ungegründete Eitelkeit verräth. So hat man Werlhoffs Gedichte. Die sind so elend, daß man sichs kaum vorstellen kann, wie es möglich ist, solch Zeug zu machen. Wenn es nicht sicherlich bald vergessen würde, so wäre es ein Schandfleck für dieses geschickten und rechtschaffenen praktischen Arztes Andenken, das ihn bey der ganzen Nachwelt zum Gelächter machen würde. Nicht um ein Haar besser sind, die Epigrammen ausgenommen, die Gedichte des Herrn Kästners. Es giebt in seinen Werken unter einer ungeheuren Anzahl von Sinngedichten viele gute. Man kann aber hier sagen, daß jemand, der nach Epigrammen jagt, und also freylich unterweilen ein

gutes findet, doch noch nicht ein Mann zu nennen ist, der in dem Fache selbst seiner Nation Ehre machte. Nun ist aber meines Erachtens nicht einmal der durchgehends gute Epigrammatist unter die Zahl der wahren Dichter zu rechnen. An diesen Namen reicht er gar nicht hin, vielweniger an den Namen eines Dichters, auf den eine Nation stolz seyn könnte. Dies aber bey Seite gesetzt, so könnte Kästner auch ein sehr guter Epigrammatist heißen, ohne deswegen ein Kenner von schönen Wissenschaften, ein Mann von Geschmack zu seyn. Dieserwegen habe ich ihn eigentlich getadelt, daß er von Sachen sprach, die er doch nicht verstand, und sich nicht in seinen Schranken zu halten wußte. Und hievon ist nicht nur das, was er vom Milton gesagt, ein Beweiß, sondern auch sein von Ihnen angeführtes Urtheil über Gellert.

Gellert und Cicero! Der Gedanke scheint mir so albern, daß ich hier abbrechen muß, und kein Wort mehr schreiben kann.

# Eilfter Brief.

Nun, liebster Freund, Sie haben als ein tapferer Ritter Ihr Tournier mit Gelerten gehalten. Von allen Seiten haben Sie ihn angegriffen; von allen Seiten seine Schwäche gezeigt, und ich — Ihr treuer Lanzenträger! — bin, nicht wenig über das Gefecht vergnügt, ein glaubwürdiger Zeuge Ihres Sieges gewesen.

Hören Sie an, in welche liebliche Reimlein alla Frottola ich das ganze Phänomen und seine Wundergeschichte gebracht, recht im Romanzenton, und wie es der alte hergebrachte Brauch verlangt, mit einem aus der ganzen Begebenheit herausgezognen moralischen Denksprüchlein!

Ein Autor schrieb verschiedne Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten gütge Hände

Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah vor seinem sanften Ende
Fast alle Werke seiner Hände
Zum zehntenmal schon aufgelegt,
Und sich, mit melankolschen Blicke,
Im Schlafrock bald, und bald in der Perücke
Vor jedes Titelblat geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt; *)
Und das Verzeichnis seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey angefüllte Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit,
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren außer Mode,
Und seine dichtrische Methode
Hieß eine bange Trockenheit.

Der

*) Sollten es auch nur Reden über die Moral seyn, die opera postuma nicht gerechnet.

Der Mann war blos berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

* * *

Berühmt zu werden ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, für seichte Köpfe schreiben.

Wie gefällt Ihnen diese Schilderung, mein Freund? Habe ich nicht darin die ganze ächte Biographie Gellerts geliefert? Sie müssen sie wenigstens wahr finden, wenn sie Ihnen gleich nicht artig scheinen sollte.

Wie aber? mein Freund, würden Sie nicht erstaunen, wenn ich Ihnen sagte, daß diese Schilderung nicht von mir, sondern -- von Gellert selbst ist? Ja, ja, er selbst hat sich dieses Prognostikon mit eigner Hand gestellt. Sie werden die Erzählung in dem ersten Buche seiner Fabeln, unter dem Titel: Der unsterbli-

che

che Autor, außer einigen geringen Veränderungen von Wort zu Wort finden. Sehen Sie, so schön wußte sich Gellert selbst zu copiren! Können zwey Gemälde einander mehr ähnlich sehen?

Ja, ja, guter Gellert! deine Rolle war gespielt.

Lusisti satis! -- --

Tempus abire tibi est!

Diese Grabschrift würde ich dem Dichter Gellert setzen. Denn mein Grundsatz ist, daß ein übrigens rechtschaffner und nicht unverdienter Schriftsteller zwar mit Recht Anspruch auf die Nachsicht seiner Zeitgenossen und auf ein günstiges Andenken seiner Nachkommen machen darf. Allein so bald er gestorben ist, muß das eigentliche Verdienst seiner Werke nach dem Maaßstabe des Genies genau vor dem Richterstuhle des Geschmacks geprüft werden. Alsdenn heißts von ihm: Cineri gloria datur, stat sua cuique merces.

Nunmehr sinnen Sie, mein Liebster, eine

ne Grabschrift für den Moralisten aus. Augurire ich recht, so wird sie ihm mehr Ehre bringen, als die meinige. Denn in der That, so mittelmäßig er mir als Dichter scheint, und so sehr die Nachwelt Ursach haben wird, ihn unter dieser Gestalt zu vergessen; so schätzenswürdig ist er in meinen Augen als moralischer Schriftsteller, und als ein Mann, der keinen geringen Einfluß auf die Beförderung des guten Geschmacks gehabt. Urtheilen Sie nicht auch so?

Diese Frage werden Sie mir in ihrem nächsten Briefe beantworten.

---

Zwölfter

# Zwölfter Brief.

Ihre Application von Gellerts unsterblichem Autor auf ihn selbst ist äußerst frappant, und sie hat mich recht sehr ergötzt, da ich vorher diese Erzählung gar nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hatte. Es kann nichts wahrers auf ihn gesagt werden, als das, was er daselbst gesagt hat, und wenn nur einige Zeit erst wird vergangen, und das Publikum endlich einmal wird gebildet seyn, so müssen seine Werke gewiß das Schicksal der Werke des unsterblichen Autors erfahren. Mit Recht wird man alsdenn das Lusisti satis des Horaz, aber in einem andern Verstande, von ihm gebrauchen können. Denn er hat würklich, indem er der Nation als ein Dichter vorgekommen ist, ihr ein Blendwerk vorgemacht, und sie gleichsam geäft. Stellen Sie sich einmal vor; es hat

ein

ein Engelländer in einem Buche beweisen wollen, Pope wäre nicht eigentlich ein Dichter, sondern nur ein Versmacher, oder, um es weniger auffallend auszudrücken, ein Versificateur; und man sollte Gellerten einen Dichter nennen, ihn, der sich gegen Popen nicht einmal so verhält, wie dieser gegen seinen Landsmann Milton?

Aber was sind Sie mir anmuthen? Ich soll Ihnen von Gellerten, als moralischem Schriftsteller, meine Meynung sagen? Das gehört ja gar nicht zu der Sache, wovon wir sprachen. War nicht anfangs unter uns die Rede davon, daß Gellert ein elender Reimer, ein Dichter ohne einen Funken von Genie wäre? Hierüber waren wir längst in unsern Herzen einig; wir suchten es nur in allen Punkten, zur Beruhigung unsrer selbst, gegen den Sturm derer, Gellerten bis im Himmel erhebenden, um die Wette zu beweisen. Laß ihn denn nun auch ein guter moralischer Schriftsteller seyn! Das stößt unsern Satz gar nicht um. Und wenn er auch der Beste unter den Moralisten wäre, macht

ihn

ihn das deswegen zum Dichter? Als Dichter hat ihn aber die Nation stets vorzüglich geehrt, als Dichter bewundert sie ihn noch, und als Dichter hör ich ihn noch, so wie Sie vermuthlich auch, liebster Freund, von allen Seiten himmelhoch preisen.

Doch wollen Sie wissen, was ich von ihm als moralischer Schrifsteller denke; nun so haben Sie hier mein Urtheil. Wiewol man ihre Meynung in einem doppelten Verstande nehmen kann. Ich weiß nicht, sprechen Sie von der nach seinem Tode herausgekommenen Moral, oder von dem Moralischen, das in seine Schriften verwebt ist, und dessen Wirkungen auf die Sitten die Nachwelt noch bewundern soll. Damit ich aber Ihrem Verlangen ohne Zweifel ein Genüge thue, welches immer, liebster Freund, für mich das größte Vergnügen ist; so will ich Ihnen über beyde Gesichtspunkte, in denen man Gellerten als einen moralischen Schriftsteller betrachten kann, meine Meynung schreiben. Prüfen Sie sie, und dann mögen Sie

sich

sich entschliessen, sie zu verwerfen oder anzunehmen.

Also erstlich von seiner Moral! wie wollen Sie das Buch betrachtet wissen? Denn, je nachdem Sie den Gesichtspunkt verändern, aus dem Sie mir es zeigen, werde ich sagen müssen: das Buch ist gut, oder, es ist schlecht; so wunderbar dies auch klingen mag. Sie haben schon mit Recht von Gellerts geistlichen Liedern gesagt, daß diese sein bestes Werk sind, und zwar darum, weil sie ihrem Zwecke genau angemessen sind; denn sonst haben sie nicht das mindeste poetische Verdienst. Aber als Gesänge für das Volk betrachtet, sind sie gut; denn sie enthalten heilsame Sachen, in ganz reinen und deutlichen Versen gesagt, und sie sind für diejenigen verständlich, die die größte Zahl von denen ausmachen, für die sie geschrieben sind, und welchen wahrhaftig dichterische unverständlich wären. Ein Mann von Kenntnissen, der die Wunder GOttes in dem wahren Gewande der Dichtkunst sehen will, um dadurch einen heilsamen

Eindruck in seiner Seele zuwege zu bringen, je nu, der sucht sich Cramern und Klopstocken, und läßt Gellerten liegen. Gellert, als ein sehr mittelmäßiger Kopf, der einen ziemlich reinen und flüssigen Styl schrieb, war eben deshalb ein Schriftsteller für den Pöbel, das heißt, für jeden Leser ohne Kenntniß und Fähigkeit zu denken. Sehen Sie nun seine Moral als eine Sammlung von moralischen Betrachtungen und Predigten an, für Leute, die keine Wissenschaften haben, die den Zusammenhang nicht einsehen können, bey denen doch aber die einzelnen Stellen einen guten Eindruck zu machen vermögen, und welche aus diesem Werke noch manches ihnen unbekannte lernen können; ja so ist es gewiß ein sehr gutes und gemeinnütziges Buch. In diesem Betracht schätze ich es hoch. Sobald man es aber aus diesem Gesichtspuncte verrückt, und es als ein Buch für die denkende Welt, für das wissenschaftliche Publikum angesehen wissen will; so bald verändert sich auch mein Urtheil davon.

So

So wie selbst Gellerts geistliche Gesänge ein öffentliches Denkmal sind, daß er ohne alles Genie zur Dichtkunst war, so ist es auch seine Moral, daß er ein seichter Kopf in Wissenschaften gewesen ist.

Er hat eine Moral fürs Herz schreiben wollen, mehr als für den Verstand; so sagt er selbst. Das klingt nun zwar sehr artig. Aber wenn jemand Gellerten gefragt hätte: was ist Herz? was ist Verstand? Er hätte wol schwerlich gewußt, darauf bestimmt zu antworten. Diese beyden Wörter sind durch den täglichen Gebrauch geheiligt, und uns so geläufig worden, daß kein Mensch daran zweifelt, er verstehe sie; und in der That glaube ich dennoch, daß wenig Leute recht wissen, was damit eigentlich für ein Begriff zu verbinden ist. Gellert thut sich über den Einfall, eine Moral fürs Herz zu lehren, sehr viel zu gute, und hält sie für weit besser, als eine bloße Moral für den Verstand. Das ist eine Sache, die wol der Mühe werth wäre, sie näher zu beleuchten,

indem ich Ursach habe zu glauben, daß Gellert darin irrt. Ich will Ihnen meine Gründe vorlegen, liebster Freund! Allein um dies zu thun, sehe ich mich genöthigt, das, was man Herz und Verstand nennt, näher zu erklähren.

Oefters leitet uns die Etymologie der Redensarten auf ihren wahren Grundbegriff; und dies deucht mir der Fall bey dem Worte Herz zu seyn. Der Ursprung davon ist folgender. Bey den meisten Leidenschaften entsteht eine Veränderung im Laufe des Geblüts, die uns eine fühlbare Bewegung in den um die Gegend des Herzens befindlichen großen Blutgefäßen verursacht. Dieserwegen haben einige alte Weltweisen, die noch nicht so klug gewesen waren, zu erfinden, daß die Seele eine Monade sey, den Sitz derselben im Herzen gesucht, und Plato, dem so etwas von untern und obern Kräften der Seele eingefallen war, und der sogar Theile der Seele daraus gemacht hatte, setzte den minder edlen Theil derselben,

und

und zwar denjenigen, worinn sich die Leidenschaften erzeugten, in das Herz. Ohnerachtet nun nicht alle Menschen so gedacht haben, so hat doch dieses allen Menschen gemeine Gefühl gemacht, daß man in der Sprache das Herz als den Sitz der Leidenschaften und Gemüthsbewegungen angesehen hat, und daß in allen Sprachen aus diesem Gefühl entstandene Redensarten zu finden sind. Im deutschen heißt nun, das Herz rühren, aufs Herz würken, eine leidenschaftliche oder den Leidenschaften ähnliche Bewegung in uns hervorbringen.

Hier frägt sichs nun: Wie sind diese Bewegungen beschaffen? Das erste, wodurch unsre Leidenschaften rege werden, sind unsere Empfindungen, oder die Vorstellung von diesen Empfindungen, noch ehe sie würklich existiren. Das ist zu unleugbar, als daß es brauche lange aus einander gesetzt zu werden. Nun aber bemerken Sie dabey etwas, das zu unsrer Frage nothwendig gehört. Unsre Empfindungen sind der Grund von allem unserm Thun und Lassen. Dieses alles muß sich auf das Verlangen nach

einer angenehmen, oder auf den Abscheu gegen eine unangenehme Empfindung können zurückbringen lassen. Von unsern Empfindungen selbst aber läßt sich weiter kein Grund angeben; denn der liegt in der uns unbekannten Natur der Dinge, in der uns eben so unbekannten Natur unsrer selbst, und in dieser beiden Verhältniß. Denn wer kann sagen, warum uns Zucker süß, und Galle bitter deucht, warum das Streicheln einer sanften Hand uns reizt, dahingegen der Schlag eines Stockes uns schmerzt?

Bey den ganz einfachen Empfindungen, die wir durch die Sinne bekommen, ist die Sache ganz offenbar. Allein es giebt andre zusammengesetzte, bey denen sich es etwas anders verhält. Dergleichen sind die Empfindungen von Schönheit und Heßlichkeit. Diese verursachen nun zwar bey uns dieselben Leidenschaften, die die allersimpelsten Empfindungen verursachen, je nachdem die Gegenstände, die diese Empfindung vom Schönen und Heßlichen bey uns erregen, in einem gewissen Verhältniß gegen uns stehen; allein sie haben doch nicht,

 wie

wie diese, die bloße Natur der Dinge zum Grunde, nach welcher sie uns angenehm oder unangenehm vorkommen müßten. Denn, wer kann sagen, daß uns ein heßlicher Gegenstand eine wahrhafte und in der Natur der Dinge gegründete schmerzhafte Empfindung verursache, und ein schöner im Gegentheil eine angenehme? Also müßten sie sich auf einen noch nähern Grund zurückbringen lassen. Allein ihr Eindruck ist so schnell, als der Eindruck der andern, und kein Mensch ist sich bey der Neigung, die er zum Schönen, und bey der Abneigung, die er fürs Heßliche empfindet, eines weitern Grundes bewußt, als daß es ihm so und so vorkommt. Was mag nun wol die Ursach hievon seyn? Die Erziehung, die Gewohnheit, kurz, alles, was zu der unmerklichen Bildung eines Menschen etwas beyträgt. Unter dem Gefühl des Schönen liegen allemal angenehme Empfindungen zum Grunde, die aber nicht durch die Natur der Dinge darin sind, sondern die erst durch die Gewohnheit

und

und Uebung bey uns dazu werden; oder es liegt die Erregung der Vorstellungen angenehmer Empfindungen zum Grunde; oder endlich ein ganzer Inbegriff von süßen Empfindungen, die wir uns zwar nicht deutlich und auseinandergesetzt, sondern in eins zusammengezogen vorstellen, die aber nichts destoweniger ihre Würkung thun, und Leidenschaften bey uns erregen -- von denen wir also sagen, sie rühren das Herz.

Es muß aber noch etwas bemerkt werden. Aus dem Hauffen von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, die wir beständig haben, entsteht bey uns der allgemeine Begriff von angenehm und unangenehm. Dieser ist zwar bey uns unbestimmt, aber dennoch reel, so daß er, wie der bestimmteste Begriff, fähig ist, Leidenschaften oder Leidenschaftsähnliche Bewegungen bey uns hervorzubringen. Der Mensch bildet sich nicht lediglich aus eigner Erfahrung, sondern auch aus der Erfahrung andrer, durch ihre Reden und

durch

durch ihren Umgang; auch thut ein Zufall viel zur Verbindung der Ideen. Sobald als wir nun diesen allgemeinen Begriff von angenehm oder unangenehm mit einer gewissen Vorstellung verbunden haben, und dies kann durch die Tradition oder durch einen Zufall geschehen seyn; so fühlen wir dabey die Leidenschaften, die das würklich Angenehme und Unangenehme verursachen, sobald sie bey uns erregt werden. In der Natur der Dinge kann oft diese Vereinigung nicht den mindesten Grund haben; es ist genug, wenn sie nur in unsrer Seele existirt. Ein Beyspiel im Physischen soll uns davon überführen. Nichts ist unfähiger, uns eine warhafte schmerzliche Empfindung zu verursachen, als eine Maus. Es ist so ein harmloses Thier, als nur eins existiren kann. Allein bey vielen Leuten verursacht es die Leidenschaften der Furcht, der Angst und des Schreckens. Das kommt daher, weil sie durch die Reden oder das Beyspiel andrer, oder durch besondre Zufälle in ihrem Leben, als z. B.

weil

weil sie einmal von einer Maus sind erschreckt worden und dergleichen angewöhnt sind, mit der Vorstellung einer Maus den Begriff einer widrigen Empfindung in ihrer Seele zu vereinigen. Dies bringt bey ihnen alle Leidenschaften hervor, die nur die Vorstellung eines wahren Uebels verursachen könnte.

Wo will das hin, fragen Sie? Gleich sollen Sies sehen, liebster Freund! Lassen Sie uns alles dieses auf die moralischen Handlungen der Menschen anwenden. Jeder Weltweise wird mir leicht eingestehen, daß das moralisch gute und böse das physisch gute und böse zum Grunde habe. Eine Handlung ist moralisch gut, wenn sie kein physisch Böses in die Welt bringt, sondern im Gegentheil viel physisch Gutes. Sie ist aber moralisch böse, wenn sie das physische Uebel vermehrt und befördert. Ohne diese Festsetzung wäre die Moral lauter Gewäsche. Nun aber sind die Folgen unsrer Handlungen so in einander verwebt, daß man nur auf die nächsten sein Augenmerk haben, sie nur

im allgemeinen bestimmen, und niemals, zumal nicht in jedem besondern Fall, ganz deutlich auseinandersetzen kann. Die allgemeine Erfahrung macht, daß die Menschen einsehen lernen, gewisse Handlungen sind gut. Damit verbinden sie den allgemeinen Begriff von angenehm, vortheilhaft, und wie die Benennungen des physischen Guten nach dem Verhältnisse, worinn es betrachtet wird, mehr heissen. Sie sind jedoch nicht im Stande, deutlich bestimmen zu können, worinn das Gute besteht, weil es sich so verschiedentlich in ihrem Leben geäußert hat, daß sie es niemals genau haben bestimmen können. Bey dem Unterricht, den sie ihren Nachkommen geben, indem sie ihnen durch Reden und Thaten den ganzen Inbegriff ihrer Erfahrungen beyzubringen suchen, verbinden sie auch mit der Vorstellung gewisser Handlungen den allgemeinen Begriff vom Guten oder Bösen. Wenn z. B. ein Vater zu seinem Sohne sagt: die Handlung ist böse! so ist es damit zu vergleichen, als

wenn ein Kind jemanden sagen hört: Ach pfuy, eine Maus ist ein garstig Thier! Giebt aber etwa ein Vater seinem Kinde einer Lüge wegen Schläge, oder bey etwas Löblichem eine Belohnung; so ist es eben, um bey dem vorigen Beyspiel zu bleiben, als wenn ein Mensch im Schlafe von einer Maus aufgeweckt und erschreckt würde, oder unvermuthet auf dies Thier griffe, welches ihm einen ewigen Abscheu für dasselbe beyzubringen fähig ist. Es ist bey dieser Beybringung der moralischen Begriffe nichts bestimmtes, nichts genaues zum Grunde; es kann dadurch Irrthum sowol, als Warheit befördert werden; allein die Würkung ist einerley. Der Mensch weiß zwar eigentlich nicht, warum er diese Handlung gut, jene böse glaubt; allein dennoch thut er die eine und flieht die andre. Ja, je weniger man sich den Grund davon vorstellen kann, je mehr ist etwas Leydenschaftähnliches darinne, und je mehr Gleichförmigkeit hat es mit den ursprünglichen Empfindungen, die die Urquelle der Leidenschaften

sind,

sind, und deren Grund sich gar nicht angeben läßt, weil sie für uns der letzte Grund aller Dinge sind. Nun hieß der Sitz der Leidenschaften figürlich, das Herz; also heißen diese dunkeln Vorstellungen, Empfindungen, die aufs Herz würken. Und nun ist nichts leichter, als sich einen Begriff von dem zu machen, was das Herz moralisch bilden, heißt.

Es waren von jeher die Menschen so gebildet worden, bis einige denkende Köpfe, die in andern Dingen sich ein Vergnügen daraus gemacht hatten, von einem Grunde zum andern zu steigen, und die dadurch hierinn eine Fertigkeit erlangt hatten, sich frugen: du nennest diese Handlungen gut und jene böse; warum thust du das? Was ist der Grund davon? Das waren Weltweisen, und die suchten den Grund der Moral. Da sie aber auch schon gebildet waren, als sie diese Untersuchung unternahmen, und daher schon eine gewisse Richtung bekommen hatten, da sie überdies durch die Verwickelung der Folgen der menschlichen

Handlun-

Handlungen nicht wohl hindurchsehen konnten; so mußten sie nothwendig auf verschiedne Wege gerathen. Nun aber geschieht es noch heut zu Tage, daß die meisten Menschen so erzogen, und ihre Begriffe vom moralisch guten und bösen auf die Art gebildet werden. Ferner ist zu bemerken, daß solche Menschen, die zusammen leben, viele Begriffe gemeinschaftlich haben müssen, welche bey allen übereinstimmen, da die Eindrücke, und das, was die Bildung des innern Menschen hervorbringt, viel gleichförmiges haben. Auf die Weise ist es bey Menschen, die einerley Religion, Gesetze und Gewohnheiten haben. Diese Beobachtung der Uebereinstimmung vieler Menschen im moralischen, und des obgemeldeten natürlichen Unvermögens der mehrsten, den Grund von ihren moralischen Gesinnungen angeben zu können, machte, daß neuere Untersucher meinten, sie hätten gar keinen Grund, und wären den sinnlichen Empfindungen ähnlich, davon die Natur den Grund in uns selbst gelegt hat. Die-

se bildeten, durch den Schein verführt, ich weiß nicht welch moralisch Gefühl, das der letzte Grund der moralischen Empfindungen seyn sollte. Es ist wahr, bey den meisten Menschen in gesitteten Gesellschaften ist ein wahres Gefühl zu finden, aber nicht, wie diese Forscher wähnten, ein von der Natur eingepflanztes, (wie das Gefühl des Schmerzhaften und Wollüstigen, ohnerachtet auch bey diesem die Erziehung und die Gewohnheit vieles vermögen) sondern ein durch das ganze System der Dinge, die den Character, das sogenannte Temperament, oder die Denkungsart der Menschen formiren, hervorgebrachtes Gefühl.

Nun können wir auch einsehen, was Gellert gethan hat. Er hat die in diesem dunkeln Gefühl befestigten Vorstellungen der Menschen, ohne auf ihren Grund zu gehn, angenommen, sie durch Reden, die nach diesen Vorstellungen, nach diesem Gefühl eingerichtet waren, verstärken, und also die Stärke dieses Gefühls erhöhen, und kräftiger, aber nicht deutlicher, machen

chen wollen. Er hat seine Leser stärker gewöhnen wollen, das, was er ihnen von ihren Pflichten sagen wollte, als gut anzusehen, ohne sie eben auf den Grund zurückzuführen, warum sie das als gut ansehen sollen, oder vielmehr, warum es in der That gut ist. Er hat sie also bloß nach ihrem nicht auf Erkenntniß, sondern auf Gewohnheit gegründetem Gefühl unterwiesen.

Die Moral für den Verstand lehren, heißt zeigen, auf welchen letzten Begriff sich der eigentliche Zweck unsrer Handlungen gründe, und welches der letzte Bewegungsgrund dazu sey; man nehme nun auch einen an, welchen man will, denn ich will hier nicht ausmachen, welches der wahre Grund der Moral ist. Man sucht diesen letzten Grund so einleuchtend als möglich zu machen, und immer zu zeigen, wie diese oder jene Handlung mit ihm zusammen hänge.

Gellert dachte nicht scharf genug dazu, um nach dieser Methode lehren zu können. Die Gewohnheit hatte gewisse Vorstellungen zu Empfin-

pfindungen bey ihm gemacht. Daher meynte er, sie wären würklich natürliche Empfindungen, und trat auf Hutchesons und dessen Anhänger Parthey, welche doch von der Erfahrung gar zu stark wiederlegt werden. Er glaubte überdies gesehn zu haben, daß die scharfe Methode, welcher er den Namen einer moralischen Lehrart für den Verstand giebt, nicht genug Einfluß auf die Handlungen der Menschen hätte. Da er dieses von der andern mehr glaubte, so bewog ihn dies, so zu lehren, wie er that. Er hatte aber Unrecht.

Wenn die Moral nach der scharfen Methode für den Verstand gelehrt wird, so kommt es darauf an, daß man recht deutlich zeige, welcher Vortheil aus unsern guten moralischen Handlungen entspringt, und daß das, was man einen Vortheil nennt, wirklich einer sey. Wer sich hievon überzeugt hat, der untersucht alsdenn seine Handlungen nach diesem Endzweck und den daraus fließenden Regeln; und wenn er das thut, so handelt er nach dem Urtheile

des Verstandes, wie man spricht. Wiederholt er das oft, so entsteht eine Gewohnheit daraus, nach diesen Regeln zu handeln, die so fest ist, als sie nur seyn kann. Es ist damit, als wenn ich ein Instrument spielen lerne. Anfänglich muß ich mir stets sagen: das ist der Ton, den du mit den Fingern greiffen mußt; ich muß mir immer den Takt vorzählen, und mich unaufhörlich aller Regeln erinnern. Allein nachher brauche ich das nicht, sondern, sobald ich die Note sehe, fährt auch meine Hand hin, wo sie soll. Nicht als wenn ich deßwegen die Regeln und das Fundament meiner Kunst vergäße; im geringsten nicht! ich denke sehr oft daran, und wiederhole sie für mich, theils um mich darinn festzusetzen, theils um mich dadurch aus neuen Schwierigkeiten, die mir aufstoßen können, zu helfen. Ich stelle sie mir nur nicht bey jedem besondern Falle vor; das ist es alles. Und eben so ists auch in der Moral.

Einen solchen hingegen, der die Moral nach Gellertscher Art erlernt, möchte ich wol

mit einem vergleichen, der ein Instrument nach dem Gehöre spielen lernt. Eins ist gerade so vielen Irrthümern ausgesetzt, als das andre. Der Mensch, dem die Moral ein Gefühl ist, wird, wenn ihm anders gesunde Grundsätze beygebracht worden sind, gewöhnlicher Weise aus einem empfindungsmäßigen Antriebe, welcher angenehm anzuschauen ist, solchen Grundsätzen gemäß, und also recht handeln. Wird ers aber allezeit thun? Die Tugend ist Leidenschaft bey ihm. Gut! wie, wenn aber eine andre bey ihm entsteht, die dieser entgegengesetzt ist? Da ist Leidenschaft gegen Leidenschaft, und alsdenn kömmts darauf an, welches die stärkste ist; diese überwältigt dann die andre. Und das ist doch gewöhnlich die antitugendhafte. Ueberdem wird der Verstand durch kaltblütige Ueberlegungen, durch Application und Gegeneinanderhaltungen der Regeln mit den Handlungen nicht geübt. Wie sieht es alsdenn mit den schwerern Fällen, mit den Collisionen und der Klugheit aus, die Pflichten gegen sich selbst und

andre weißlich und seiner eignen wahren Glückseligkeit gemäß abzuwägen? Daher sind auch alle die Leute, deren Moral auf die Art gebildet ist, höchst unzuverlässig, indem sie keinen bestimmten Charakter haben, und heute so, morgen so handeln. Dahingegen die, so durch scharfe und wohlüberdachte Grundsätze gebildet worden, das sind, was man auf französisch Gens à principes nennt, und dies sind die einzigen, auf deren Charakter man sich sicher verlassen kann.

Woran liegt es denn, wenn man bemerkt hat, daß die aufs gründlichste gelehrte Moral fast gar keine Wirkung auf die Aufführung der Lernenden hat? Nichts ist leichter zu beantworten. Erstlich, wem wird sie so gelehrt? Jünglingen von zwanzig Jahren, bey denen gerade alsdenn alle Leidenschaften im wildesten Brausen sind. Wie kann man verlangen, daß irgend eine spekulativische Warheit, wenn sie auch noch so einleuchtend gelehrt wird, großen Einfluß auf dieselben haben solle? Zudem wird

sie

sie nach der trockensten Methode gelehrt, die für junge Gemüther nichts reizendes hat; daher auch nur wenige darauf hören, und noch wenigere sie verstehen. Schon die wunderliche Methode, sie, wie andre Wissenschaften, in einem halben Jahre, und noch dazu aufs trockenste, ja vielleicht gar methodo mathematica abzuhandeln, welche verursacht, daß sie junge Leute als etwas im gemeinen Leben ganz unbrauchbares ansehn, wäre allein fähig, sie ganz fruchtlos zu machen; denn es ist alsdenn damit, wie mit einer unpraktisch docirten Logik, die der größte Theil der Zuhörer als etwas ganz unbrauchbares und bloß deshalb hört, weil es so Mode ist. Und zuletzt, wie viel hören wohl die Moral auf Universitäten? Wenn der Unterricht der Moral würksam seyn sollte, so müßte sie von Jugend auf, und zwar jederzeit in Rücksicht auf den Grundsatz der Glückseligkeit, der am fähigsten ist, Menschen zu bewegen, aufs allergenaueste, aber nicht pedantisch, docirt werden. Einer Menge Beyspiele und Illustrationen, die

aus dem gemeinen Leben genommen wären, müßte man sich bedienen. Die Beweise müßten zwar aufs richtigste und gründlichste, aber nicht steif und unverständlich, sondern deutlich, anmuthig, und auf eine für die Schüler frappante Art vorgetragen werden. Kurz, man müßte die Moral practisch dociren, so wie vernünftige Lehrer jungen Leuten die Logik vortragen.

Das hat ja aber Gellert eben gethan, wird man sagen. Ey! nichts weniger als das. Gellert trägt schwankende Begriffe vor. Es ist nichts zusammenhängendes, nichts richtig schließendes in seinem Vortrage. Er nimmt Dinge, die tausend Schwürigkeiten unterworfen sind, unbewiesen an. Er giebt Lehren, ohne zu zeigen, warum man sie eigentlich beobachten müsse. Kurz, es ist alles so, wie es bey nicht denkenden Köpfen gefunden wird. Alles, sogar die Warheit, ist bey ihm Vorurtheil. Es ist wahr, der Vortrag ist nicht unangenehm, ja oftmals sanft-pathetisch. Aber was hilft das einem

ver-

vernünftigen Leser, wenn er überall Sachen findet, die gar keinen richtigen Grund, keine Bestimmung, und oft keine Warheit haben; wenigstens so, wie sie da vorgetragen werden. Man kann, ja man muß die philosophischen Warheiten zwar mit Beredsamkeit, aber dennoch auch mit der genausten Gründlichkeit vortragen. So denkt Cicero, und Quintilian eifert aufs schärfste wieder den Mißbrauch, welcher die Weltweißheit und Beredsamkeit von einander getrennt hat. Denn man irrt, wenn man glaubt, die Beredsamkeit bestehe darinn, daß man unzusammenhängende Sachen in einem guten Styl vorträgt. Werden gründliche Warheiten in ihrem ganzen philosophischen Zusammenhange schön eingekleidet, alsdenn entzücken sie jeden Leser und machen einen starken Eindruck auf ihn. Ich tadle also nicht den blühenden und sogenannten populären Vortrag an Gellert, der sich von dem wissenschaftlichen, sonst auf Universitäten gewöhnlichen Vortrag der Moral auf eine rühmliche Art entfernt. Im Gegen-

theil, glaube ich, man müsse sie jederzeit so lehren, wenigstens müsse jeder Mensch einmal in seinem Leben die Moral so vorgetragen hören; da es denn bey dem, welcher sich etwa selbst zum Lehrer darinn bestimmt, nöthig wäre, sie nach der gewöhnlichen scientifischen Methode nachhero noch zu lernen. Was ich an Gellerts Moral auszusetzen finde, ist die Unrichtigkeit der Begriffe, der Mangel an gründlichen Beweisen, und an einem gehörigen Zusammenhange, und endlich die lächerliche Menge von beweislosen Postulaten, die einem jeden Leser, der beym Lesen ordentlich nachdenkt, überall aufstoßen. Denn die populäre Philosophie, wie man sie nennt, ist nichts mehr als eine besondre Einkleidung der Philosophie, und sie muß unter dieser Einkleidung eben die Gründlichkeit haben, als in jener scientifischen Gestalt, welche von tausend gemachten Kunstwörtern strotzt.

Indessen sind die meisten Leser von der Art, daß sie besonders in der Moral nur dunkle und schwankende Begriffe haben, und überhaupt

haupt das unzusammenhängende, ungegründete (hauptsächlich wenn es einigermaßen mit ihren angewöhnten Begriffen harmonirt) nicht leicht entdecken können. Diese werden vermuthlich noch lange so bleiben, und für sie hat Gellerts Werk Nutzen. Besser aber wäre es gewis in der Welt, wenn es keinen hätte. Denn alsdenn wäre jeder, der da ließt, durch die Erziehung schon gebildet worden, nach wahren Grundsätzen zu denken und zu handeln. Es bestünde dann der lesende Theil der Welt, der doch nicht gering ist, aus Leuten von Grundsätzen, welches sicher die besten sind. Die übrigen sind lauter solche Leute, die nach dem sogenannten Temperament, nach Vorurtheilen und dergleichen handeln, wobey nothwendig viel ungewisses und unstätes vorkommen muß. Weil solche Leute durch keine bestimmte Regel, sondern durch jedesmalige Empfindung, durch den jedesmaligen Eindruck der Gegenstände, geführt werden; so kommts, daß man sie einer beständigen Veränderung unterworfen, und heute so,

morgen so handeln sieht. Ueberdem wird dieses Handeln nach der Empfindung, oder wie sie es nennen, nach dem Antrieb des Herzens, und die daraus entstehende Veränderlichkeit im Handeln bey ihnen zur Gewohnheit. Solche Leute aber sind es allein, welche die Gellertsche Moral bilden kann, und für welche sein Buch einigen Nutzen hat, indem es ihren Empfindungen eine gewisse Richtung giebt, nach den guten Vorschriften, die darinn stehen, zu handeln, ohne recht zu wissen, warum. Aber bey heftigen Affecten, bey Verwaltung eines blendenden Vortheils würde ein solcher Damm zu schwach seyn, diese Leute zurückzuhalten. Das ist ein Vorzug, welchen allein die gründliche, überdachte, auf Ueberlegung gegründete, und durch Uebung geschärfte Moral besitzt.

So viel davon! Was seine übrigen Schriften und das moralische, das sie enthalten sollen, betrifft; so ist das noch weit seichter, weit unbestimmter, weit unnützer und unfähiger, eine gesunde Tugend beyzubringen. Ueberall

finden Sie das Lob des guten Herzens, das ist: der Temperaments- Erziehungs- und Vorurtheils-Tugend, deren Schwäche doch sattsam bekannt ist. Auch müssen sie bemerkt haben, welches die Folgen davon sind. Jeder Geck, jedes alberne Mädgen spricht von einem edlen und guten Herzen, und von sanften Empfindungen. Eine mitleidige Trähne weinen zu können, wird als der höchste Gipfel menschlicher Tugend angesehen. Mit Mitleiden muß jemand, der nur ein wenig Federkraft in der Seele besitzt, die wimmernden, die ganze Welt liebenden, und an der ganzen Welt Antheil nehmenden Geschöpfe betrachten, wovon Deutschland itzt überall wimmelt. Alle Jünglinge sind die zärtlichsten, die theuersten Freunde; sie weinen einer in des andern Armen; sie küssen sich tausendmal. Die Mädgen sind nicht minder liebreich und zärtlich wimmernd, so daß es recht herzbrechend anzuhören ist. Wo läuft aber alles hinaus? Ein paar Stunden des Tages mit einander zu schwatzen: mit solchen Empfindun-

dun-

dungen bey Gelegenheiten, wo es nichts zu sagen hat, daß es auf Thatbeweise ankommen werde, zu pralen; und sie in bombastischen oder sanftwinselnden Ausdrücken herzulallen. Wo es aber darauf ankommt, seinem Freunde (deren jeder, o wie lächerlich! wenigstens anderthalb hundert hat) mit Rath und That, mit Gut und Blut zu dienen; da sind tausend Hindernisse im Wege. Hierbey thut man meines Erachtens allemal besser, wenn man sich an jene wenigen festen Seelen wendet, die nicht Gellerten in sich gesogen, sondern die Moral, das heißt, die Pflichten, die die Verbindungen unter den Menschen erfodern, aus ganz andern Büchern, als den seinigen, erlernt haben. Wenn das Vaterland Vertheidiger braucht, die es beschützen, so kann es die durch Gellerts Schwachheit angesteckte Seelen nicht gebrauchen; auch sind diese nichts weniger als willig zu dieser Pflicht, welche sie ihrer Menschlichkeit, ihrem weichen Gefühl zuwiederhalten. Ich erinnere mich noch sehr wohl, einen Officier von einer fremden Nation

tion gekannt zu haben, der in Leipzig studirte, und ein Anbeter Gellerts war. Dieser war so schwach von Seele, daß er sich seinen Officierstand gleichsam vorwarf, die Zeichen desselben niemals trug, und beynahe weinte, daß er durch das Schicksal in demselben geworfen wäre; da im Gegentheil eine edle Seele entzückt gewesen wäre, unter der Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes einen Platz zu finden, und sich bemüht haben würde, durch Fleiß und Application dessen immer würdiger zu werden.

Solche Würkungen hat die Gellertsche in seinen Werken zerstreute Denkungsart und die beynahe rasende Bewunderung der Nation für dieselbe hervorgebracht. GOtt behüte! daß ich dem edlen moralischen Charakter dieses Mannes selbst nicht sollte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er war wirklich ein vortreflicher Mann im Leben, ob er gleich ein seichter Kopf, ein Dichter ohne alles Genie, und ein sehr mittelmäßiger Scribent war. Als Glied der bürgerlichen Gesellschaft schätze ich den Mann recht

sehr hoch, meiner Meynung von ihm als Schriftsteller unbeschadet. Das Temperament brachte bey ihm jene sanfte, niedrigere Denkungsart hervor, die sich zwar zur Hoheit der Seelen, zum Großen nicht schwingen konnte, durch die aber tausend gesellige Tugenden bey ihm entstanden, welche seinem Stande sehr angemessen waren. Er schrieb dieser Denkungsart gemäß, und that daran nicht unrecht; denn es konnte für solche Seelen, die der seinigen ähnlich waren, von Nutzen seyn. Konnte er aber wissen, daß die ganze Nation mit so einer Wuth auf seine Schrifften verfallen, und sich gar nach ihnen bilden würde? Das ließ er sich vielleicht nicht einmal träumen. Allein es geschah, und daraus sind die zum Glück doch noch mehr lächerlichen als schädlichen Folgen entstanden, die ich eben erzählt habe. Die Leute pralen nehmlich mehr mit Gellertischen Gesinnungen, als daß sie sie würklich ganz annehmen sollten. Das verhindert die von GOtt zum Wohl des menschlichen Geschlechts gütigst

be-

bereitete Natur des menschlichen Herzens, welche nicht leidet, daß eine solche Schwachheit der Seelen allgemein wird. Das wäre sonst das größte Unglück für einen Staat. Denn so vortreflich Ein Gellert war, den die Natur zu dem, was er war, geschaffen hatte; so sicher ists, daß ein Staat, der aus lauter Gellerts bestünde, der Unglücklichste wäre, der sich denken ließe. Lieber, o tausendmal lieber lauter Catonen, so sehr auch Gellert wieder diese Art von Tugenden eifert! Allein, seine Seele war von der Festigkeit und Hoheit so weit entfernt, daß er sie nicht begreiffen konnte, und daß er gar nicht fähig war, ihre Schönheit einzusehen. Er wollte nichts als weiche Tugenden haben, die in der That bloße Früchte des Temperaments sind. Mit dieser kleinen Schwachheit, so er besaß, hat der, der ihn gekannt hat, leicht Nachsicht. Allein es ist denn doch für den ächten Kenner des Alterthums und der damaligen ganzen Beschaffenheit der Dinge, soweit es möglich ist, sie an-

jezt

jetzt zu kennen, etwas lächerlich oder vielmehr mitleidenswürdig, diese unnachahmlichen großen Seelen, diese ganz vortreflichen Männer des Alterthums von einem frommen, sanften, aber schwachen Herzen heruntergesetzt zu sehen; da zumal dieses sanfte Herz unglücklicher Weise ein so entsetzliches Gewicht bey der Nation hat. Von seinen Nachäffern und jämmerlichen Nachbetern ists aber recht ärgerlich, solche in der That schaale, und in Absicht ihres Einflusses auf die Nation schädliche Urtheile, von dem, was jemals großes und erhabenes unter den Menschenkindern gewesen ist, nachlallen zu hören.

Mir wundert nichts mehr, als wie der Hr. D. Ernesti, einer von den stärksten Geistern unsers Jahrhunderts, alles das zu Gellerts Lobe hat sagen können, was er in dem von ihm errichteten Denkmal dieses Mannes gesagt hat. Was er von seinem guten Charakter, von seinen Tugenden und guten moralischen Eigenschaften sagt, ist schön, herrlich, vortreflich.

Er

Er lobt aber überdies nicht allein das Reizende und Schöne seiner Schriften, sondern auch den moralischen Nutzen, den sie gestiftet haben sollen. Schon ersters kann ich mir kaum erklären. Ich kenne und verehre in diesem vortreflichen Gelehrten meinen Lehrer; aber ich muß nothwendig glauben, daß er hierinn entweder Deutschlands allgemeinem Ruf nicht hat wiedersprechen wollen; oder daß er, von den männlichern Schönheiten der Alten ganz getränkt, sich um Gellerts Schriften wenig bekümmert und sie niemals aufmerksam gelesen hat. Er ist also in dem, was er darüber sagt, bloß der allgemeinen Denkungsart seiner Landesleute gefolgt. Alles, was er auch zum Lobe der Gellertschen Schriften anführt, scheinet mir vom Hörensagen genommen zu seyn, das Urtheil über die geistlichen Gesänge ausgenommen, die er als Theologe gelesen, und als der Mann von dem allergesundesten Geschmacke und der richtigsten Beurtheilungskraft, den ich fast in Deuschland kenne, nach ihrem wahren Werth

gepriesen hat. Aber daß er Gellerten, nach dem, was er im Eingange seiner Lobrede sagt, unter die Prediger der Tugend setzt, bringt mich in Erstaunen. Fast sollte ich glauben, eine academische Pflicht, oder das Zudringen angesehener Verehrer von Gellert habe ihn gezwungen, diese Schrift aufzusetzen, und er habe durch seinen Eingang auf eine versteckte Art für die Fehler warnen wollen, worinn die rasende Bewunderung Gellerts führt; zuletzt aber sey er dem Zwange der Nothwendigkeit gefolgt, die dem Parentator Gellerts oblag, wenn er nicht für neidisch, boshaft, und GOtt weiß was, vielleicht gar für einen Gottesleugner gehalten werden wollte. Soviel ist gewiß, daß Gellerts Werke alle das Unheil, was, nach des Herrn D. Ernesti Meynung, aus den französirenden Schriften entsteht, zehnfach hervorgebracht haben. Wie oft preißt er nicht in Moralen und Beyspielen Weichlichkeit und Schwachheit der Seele an, und erhebt die Gutherzigkeit, deren sich heut zu Tage jeder Tropf rühmet,

über alles, ohne zu bedenken, daß die ächte Gutherzigkeit ohnmöglich von einem einsichtsvollen Geiste, von einer festen Seele getrennt werden kann! Wie oft macht er große Tugenden herunter, und setzt dagegen kleine, leicht zu erfüllende im Himmel! Nach einer solchen Fabel, wie der wunderbare Traum, nach solchen plauderhaften Albereyen über die Güte des Herzens, als überall in seinen Schriften aufstoßen, glaubt jedes Schulmeistermädgen, jede Krämers Tochter, die Gellerten gelesen hat, und die besser gethan, wenn sie an dessen Statt gesponnen und genähet hätte, sie sey die Krone aller Geschöpfe dieses Erdbodens. Kann sie nur das fade Geschwätz einer Lottchen, Christianchen oder Julchen nachbeten; so denkt sie, sie ist ein Muster, und übertrift die Mutter der Gracchen. Der Fall, daß sie funfzigtausend Thaler erben, und ihrer Schwester etwas davon mittheilen sollte, findet sich unter hunderttausend solcher Geschöpfe nicht bey einem. Die Lesung der Gellertschen Schriften macht jedes Mädgen unaus-

 steh-

stehlig weise und witzig, und anstatt daß eine häusliche Erziehung ohne vieles Lesen sie zu der Besten der Weiber machen könnte, so wird sie absurd, sobald sie ihn gelesen hat; und fast eine jede liest ihn. Bey den Jünglingen thut er nicht minder Schaden. Sobald einer wimmert und weint, sobald bildet er sich ein, daß er der Tugendhafte sey, den Gellert mahlt. Da citirt er sich selbst die Stellen, die ihm das Sanfte, oder vielmehr das Schwache und Winselnde, als den Gipfel menschlicher Vollkommenheiten, schildern. Ueberdem wird ihm die Gelehrsamkeit als etwas sehr entbehrliches, der Nachruhm als etwas verächtliches, und die Begierde darnach als schädlich und tadelhaft vorgestellt. Wie freut sich mein Jüngling! er lernt wenig, durchalbert die Tage in den Armen seiner Freunde, und dünkt sich ein ganzes Geschöpf, das der Hochachtung der Welt vollkommen würdig ist. Er schilt wol gar die Welt als böse, wenn sie ihm dieselbe versagt, und spricht: ein gutes Herz, das, nach dem Coriphäm Gellert das

schätz-

schätzbarste sey, werde nicht geachtet. -- Alles dies könnte in Gellerts Schriften stehn, und steht auch wol in tausend andern Schriften der Ausländer und der unsrigen, ohne eben Schaden zu thun. Allein, was es bey Gellerten von großen und äußerst schädlichen Folgen macht, das ist das unerhörte Ansehen dieses Schriftstellers bey der Nation, die ihn für einen Quell aller Weisheit ansieht. Ja selbst das schädliche Lesen der Franzosen und Engländer (der Romanen nämlich und andrer dergleichen Schriften) hat Gellert zuerst in Deutschland aufgebracht. Er hat die Nation in diesem Geschmack versetzt, der vor ihm ganz unbekannt war. Sagt er nicht selbst in seiner Moral, seinem ernsthaftesten Werke: Ich habe ehedem über den siebenden Theil der Clarissa und den fünften des Grandisons mit einer Art von süßer Wehmuth einige der merkwürdigsten Stunden für mein Herz verweint; dafür danke ich dir noch itzt, Richardson! Ich halte Richardson für einen Mann von Genie, für einen schönen Romanendichter, dessen Werke ich mit Bewunderung lese; aber so fan-

tastisch spreche ich nicht von ihm. Wie albern klingt das nicht in dem Munde eines Weisen, wofür doch die Nation Gellerten hält! Wenigstens glaube ich, der Hr. D. Ernesti wird sowol wie ich in dieser Stelle den gesunden Menschenverstand vermissen. Ich bin weit entfernt, das Lesen der Romane zu verwerfen, oder ihren Nutzen abzusprechen, aber in dem Tone spreche ich als Mann doch nicht mehr davon. Indessen wimmeln seine Schriften von ähnlichen Stellen, und die machen Eindruck. Daher bildet sich der Geschmack seiner Anbeter zum Romanenlesen, und weil diese Lectüre Abwechselung fordert, so eilen sie von einem zum andern. Ja ich sage noch mehr. Der gänzliche Mangel an Kenntniß der Sprachen und der Schriftsteller des Alterthums, welches die Quelle alles wahren Guten und Schönen sind, schrieb sich hauptsächlich von der Bewunderung für Gellerten her. Der Jüngling laß nichts als ihn, und freylich ist er leichter zu verstehen, als Cicero. Die Bewunderung für Gellerten, den man

als den Lehrer der Jugend ansah, machte, daß sich jede Eltern freuten, wenn sie ihre Jungens ihn lesen, studiren, ihn auswendig lernen und nachahmen sahen. Daraus nahmen nun die jungen Herrn tausend falsche Maximen über die Gelehrsamkeit an. Ein Polyhistor war vom weisen Gellert lächerlich gemacht. Genug Ursach, um die Schulpedantereien zu verachten! Zudem war ja Gellert die Quelle aller Weisheit, und wer ein gutes Herz hatte, war schätzbarer als alle Gelehrten der Welt. So urtheilte einer dem andern nach; ohne zu rechnen, daß selbst das beständige Lesen Gellerts die Jünglinge von vernünftigern Arbeiten abhielt. Also wurden sie faul, und vernachlässigten gründliche Litteratur, so daß zu fürchten war, eine neue Barbarey würde sich über die ganze Nation ausbreiten. Und glauben Sie nur, zu dieser Epoche hat Gellert mehr beygetragen, als irgend einer.

Sie sehen also, mein Freund, was ich von den Folgen halte, die Gellerts Schriften

auf den Charakter der moralischen Nation gehabt. Was er lehrte, waren schwankende Begriffe ohne Grundsätze, die tausend Auslegungen litten. Er hat also wenigstens der Nation nichts geholfen, wenn ich auch annehmen wollte, daß er nichts geschadet hätte, weil alle, die sich nach ihm gebildet haben, nicht besser geworden wären, wenn er nicht existirt hätte. Dies aber ist noch sehr unausgemacht. Wenigstens hätten diese nicht den albernen Dünkel besessen, daß sie, nach Gellerts Lehren gebildet, nun vollkommen wären. Und mancher hätte doch vielleicht, wenn er nicht von diesen schwankenden und öfters sehr falschen Begriffen in der Kindheit wäre voreingenommen worden, genauere und wahrere eingesogen.

Was er für einen Einfluß in den Geschmack der Nation gehabt hat, muß ich bis auf den nächsten Brief versparen. Indeß warten Sie nicht darauf, um mir zu antworten, sondern thun Sie es -- ich bitte Sie, liebster Freund -- mit der gewöhnlichen Pünktlichkeit.

## Dreyzehnter Brief.

Ich antworte Ihnen, wie Sie es wünschen, gleich wieder, ohne Ihr Urtheil über Gellerts Einfluß in den Geschmack der Nation zu erwarten. Nach dem, was Sie von ihm als Moralist gesagt haben, läßt sich ein leichter Schluß auf seine gepriesenen Verdienste um den Geschmack machen. Sie mögen dieselben indeß noch so gering finden; so ist es doch, wie ich dafür halte, ohne Zweifel, daß Gellert den itzt herrschenden Geschmack an der Lesung schöner Schriften in Deutschland eingeführt hat. Und auch dies verdient schon unsre Hochachtung.

Uebrigens finde ich Ihre Sätze von dem Einfluß der Gellertschen Moral auf die Denkungsart der Menschen, nur von einer Seite völlig wahr. Gellerts Schriften sind, deucht mir, von der Seite ihres Nutzens weniger Leu-

ten von weicher Empfindung zu empfehlen, als solchen, deren Temperament noch viel Hartes in seiner Mischung hat, die von Natur eine Anlage zu einer gewissen Art Strenge besitzen, welche ungebildet leicht in Rauhigkeit ausarten könnte, und deren Geist von Natur ohne dies Stärke genug hat, sich den zu tiefen Eindrücken des sanften Gefühls (wenn sie anders derselben fähig sind) widersetzen zu können. Für diese sind Gellerts Grundsätze in der Moral sicherlich von dem größten Nutzen. Denn sie söhnen sie, so zu sagen, mit der Menschheit aus, und verschaffen ihnen jene mittlere Denkungsart, die das Herz nach Grundsätzen zu einer wahrhaftig thätigen Menschenliebe erwärmt, und dem Gefühle seine Rechte gönnt, ohne deswegen die männlichere Vernunft unter ihren Rang zu erniedrigen. Dies sind alsdenn nach meinem Geschmack die vorzüglichsten, und für die itzige Lage unsrer Welt die schicklichsten Menschen. Da hingegen solche Herzen, die von der Natur schon das sympathetische Gefühl

in keinem geringen Maaß erhalten haben, und dasselbe durch Einsaugung der Gellert'schen Grundsätze noch mehr zu verfeinern bemüht sind, eben zu dem hohen Grade von weibischer Kleingeisterey gelangen, gegen den Sie sich mit Recht auflehnen, und den ich gleichfals nicht nur einer männlichen Seele für unwürdig, sondern auch, wenn er sich ausbreitet, einem Staate für höchst gefährlich halte. — Daß ich hierinn nicht ganz unrecht habe, hat, wie Sie selbst wissen müssen, die Erfahrung in Deutschland gelehrt. Wenn die Anzahl der voluptuösen Weichlinge zugenommen hat: so ist auch die Schaar der wilden, rohen und barbarischen Menschen, welche vor einem halben Jahrhunderte noch die deutsche Nation ihren gesittetern Nachbahren fürchterlich machte, mit der Ausbreitung der feinern Künste und Wissenschaften immer geringer geworden -- ein Vortheil, der in jedes moralischgesinnten Mannes Augen sehr beträchtlich seyn, und ihm eine dankbare Empfindung für Gellerten auspressen muß, als

welcher

welcher nicht eben den geringsten Antheil an diesem Verdienste unsrer schönen Geister hat.

England, mein Freund, hat einen Schriftsteller, der in verschiedener Absicht mit Gellerten verglichen werden kann. Das ist Young. Obgleich unendlich weit an Genie und Dichtungsgeist über Gellerten erhaben, ist sein Schicksal doch darinn dieses seinem ähnlich, daß er auch von ganzen Nationen angebetet, und -- wie es zu gehn pflegt -- von ganzen Nationen nachgeahmt worden ist. Aber wie viel verehrungswürdiger bleibt mir dennoch stets Gellert in seiner Moral, als der schwärmerische Young! Wohin zielt Gellerts ganze Sittenlehre, wohin der Inhalt aller seiner Schriften ab? Den Menschen in der Tugend das wahre Mittel zum Glück zu zeigen, und sie, durch Bildung des Herzens, zum Genusse dieses Glücks geschickt zu machen, welches mehr in einer Menge kleiner Freuden, als in einzelnen großen Glückseligkeiten (wie die mehrsten wähnen) besteht. Welch eine menschenfreund-

liche

liche Absicht! Fehlte er in Ausführung derselben, und dies that er freylich etwas; so geschah es doch wirklich weniger durch seine Schuld, als durch die falsche Application, welche seine blinde Verehrer von seinen Lehrsätzen machten. Man weiß, daß Young ein so rechtschafner Mann war, wie Gellert. Wohin dachte aber der Mann, als er sichs im Kopf setzte, die Welt zu überreden, daß die Religion und Tugend den Menschen nichts als Thränen und Klagen lehrten? Besondere Unglücksfälle und eine trübe Laune brachten diese sonderbare Denkungsart bey Young hervor. Aber welch ein Unglück, daß die Natur diesem originellen Kopfe ein solches Uebermaaß von Genie und Witz verliehen hatte, welches seine Schriften für unreife Herzen vollkommen gefährlich machte! Ich sage mit Bedacht: für unreife Herzen; denn für einen gesetzten Geist, der die Welt aus einem richtigern Gesichtspuncte anzusehen gelernt hat,

kann

hat, kann die schwarze Gestalt, worunter uns Young dieselbe vorstellen will, weniges wahrscheinliches haben. --- Ich habe zwar einigemahl von Verehrern Youngs sagen hören, daß er würklich nicht so finster und melancholisch in seinen Nachtgedanken wäre, als er beim ersten Anblick zu seyn schiene. Allein der ganze Plan seines Gedichts wiederlegt dies Urtheil. Will er etwas anders, als durchaus die Nichtigkeit und den Unwerth der irrdischen Güter zeigen? Und ist dis Unternehmen nicht völlig eines Menschenfeindes, eines Mannes würdig, der muthwillig sein Herz für die Freuden verschließt, womit das gütigste Wesen das irrdische Leben seiner Geschöpfe auf allen Seiten reichlich begabt hat? Ich werde nie diesen Pilgrimsaufenthalt, den ich in dem Schattenthale meines Lebens führe, für ein Paradies ansehn; aber wäre er auch noch minder reizend, ja selbst von Lieb und Freund-

schaft

schaft leer, so wollt' ich doch durch ein harmonisch frölisches Leben dem Geber aller guten Gaben dafür zu preisen für meine erste Pflicht erkennen.

Doch, mein Freund, diese Denkungsart, so sich unter dem Nahmen der tiefsinnigen Youngischen Lehrsätze in unsre Moral eingeschlichen, ist nicht der einzige Schaden, den Young gestiftet hat. Das Originalgenie, so er besaß, wurde noch von einer andern Seite gefährlich, nehmlich von der Seite des guten Geschmacks. Es wundert mich nicht wenig, daß Hr. Jacobi, welcher zuerst die von der ganzen deutschen Nation angebetete Youngische Moral in ihrer wahren Gestalt zu zeigen Muth genug gehabt, als ein Mann von besonders feinem Gefühl, dennoch die tadelnswürdige Seite seines poetischen Verdienstes mit Stillschweigen hat übergehen können. Seneca, Guarini, Marino und Gongora! euch führt man jederzeit als Muster des falschen Geschmacks auf. Mit

wie viel größerm Rechte verdient Young diesen Ehrentitel! Wimmeln nicht seine Nachtgedanken von Concetti? Welch ein Muthwille herrscht nicht in den Spielen seines Witzes! Wie ermüdend jagt er mit hundert Einfällen nach einem einzigen Gegenstande! Von der Art sind seine künstlichgedrehten und erzwungnen Gedanken über die Zeit. Hat je ein Dichter solche Tiraden gewagt? Hat jemals ein Schriftsteller falsche Sätze mit soviel Scheingründen, in einer so unrichtigen Stellung und unter dem Gewande von so witzelnden Antithesen und blendenden Figuren vorgetragen? -- Und dieser Mann erkühnt sich, wider Voltairen zu Felde zu ziehen? Voltairen zu sagen, daß er nichts, als ein witziger Kopf sey? (*) -- Guter Young! was, in aller Welt, bist du denn mehr? Nie ist ein Sterblicher so witzig gewesen, wie du, und nie haben Witz und Laune einen Sterblichen auf so traurige Abwege verleitet.

Ich

(*) Siehe Youngs Gelassenheit im Leiden.

Ich habe Ihnen schon vorhin gesagt, mein Freund, daß ich glaubte, Gellerts Schriften könnten wenigstens für eine gewisse Classe von Menschen nützlich seyn; aber für wen ist Young nützlich? Den humoristischen Kopf macht er zu einem unleidlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft, und den Hypochondristen führt er gewiß zehn Jahr geschwinder ins Grab. „Der leitsinnige Spötter, der Vergnügen „athmende Sybarit soll ihn lesen." Welch eine Prätension? Wie werden diese für den ernsten Anblick des nächtlichen Sängers die Flucht ergreiffen! Kann man von Desbarreaux, von St. Itilairen erwarten, daß sie ihr rosenbekränztes Kelchglaß, ihre Bouillons und du Maines verlassen sollten, um den schwerfälligen Predigten Youngs zuzuhören! Gellerts sanfter Thon würde hier gewiß von viel größerm Nutzen seyn.

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, einen geheimen Gedanken in Ihren Schooß auszuschütten, der auch mit unter die Zahl

der Bilderstürmenden gehört, welche mir von den mehrsten Leuten den Nahmen eines Ketzers in den schönen Wissenschaften zuzuziehen im Stande wären. Ich glaube nämlich, daß wir etwas zu früh mit den Engländern bekannt geworden sind. Meine Hochachtung für die englische Nation ist sehr groß; aber ich muß gestehn, daß sie in dem Fache der Dichtkunst nach meiner Einsicht eine weit geringere Figur macht, als man gewöhnlich dafür hält. Es sind ein paar Genies unter ihr aufgestiegen, die unnachahmlich groß sind, ich meyne Shakespeare und Milton. Ihre übrigen Dichter aber finde ich mehrentheils auf eine übertriebne Art verehrt; und auch von Shakespear selbst denke ich immer mehr und mehr, wie Sie einstmals gegen mich behaupteten, daß er nämlich sich bey weitem nicht stets gleich, und gewöhnlich nur in einzelnen Stellen vortreflich ist. -- Die Engländer sind unter den neuern die besten Philosophen; aber zur wahren Dichtkunst fehlt ihnen das feinere Gefühl und

eine biegsame Sprache. Sie dichten crassiore Minerva, und so vortreflich sie, wegen ihres angebohrnen Beobachtungsgeistes, zu schildern und zu mahlen wissen, so sehr verfehlen sie die Natur in der richtigen Vorstellung der Leidenschaften. Zur wahren Empfindung scheinen sie gar nicht geschaffen zu seyn. Doch haben sie ein paar Seiten, aus denen sie meine ganze Hochachtung verdienen, das ist die Comödie (worinn sie jedoch noch von den Spaniern übertroffen werden) und das humoristische Gedicht, besonders der komische Roman. In diesen beyden Gattungen kann man sie kühnlich als Muster betrachten. Daß man aber ehmals in Deutschland mit einer so blinden Hitze auf die englischen Dichter fiel, und noch itzt, da uns doch einige gute Köpfe genauer mit den Italiänern bekannt gemacht haben, alles, was nur das insulanische Gepräge nicht hat, als etwas seichtes zu verwerfen scheint, dünkt mich etwas lächerlich, und thut mir leid, weil ein

solches Vorurtheil unsre Genies vom wahren Schönen entfernt, und sie zu einem einsichtigen und gewiß falschen Geschmacke verwöhnt. Ich halte England gar nicht für die Schule des guten Geschmacks. Das ist mir Italien. Und nicht allein in den Künsten, sondern auch besonders in den schönen Wissenschaften. Die Italiäner sind die Pflegeeltern der alten Litteratur gewesen. Genährt von dieser, und durch ein seeliges Clima und eine melodiereiche Sprache begünstigt, entstanden Dichter unter ihnen, die das erhabenste Modell vom Schönen, und Großen unter den Neuern abzugeben im Stande sind. Alle Nationen müssen dieser weichen, und ihr den Oberrang eingestehn. Denn nirgends saugt man einen richtigern Begriff von dem Wesen der Dichtkunst und dem wahren Schönen ein, als aus den Italiänern. Sie sind die Lehrer der Franzosen gewesen, uud diese haben unverhohlen aus ihnen geschöpft. Auch ist gewiß, daß die deutsche Dichtkunst niemals zu einer höhern Stufe gelan-

langen wird, wenn man fortfährt, außer den Alten die Italiäner so sehr zu vernachlässigen, und seine Begriffe von der vollkommnen Poesie von den Engländern zu abstrahiren. O daß Meinhard nicht 20 Jahr eher entstand! Vielleicht wäre dann die Pest der englischen Nachahmungssucht nicht so allgemein geworden, und man hätte früher angefangen, sich nach den besten Italiänern zu bilden. Denn wenn sich die deutsche Nation ja nach einer andern bilden soll, so mag es die Welsche vor allen seyn; denn bey keiner andern läßt sich der wahre Originalcharacter so gut behaupten, als bey dieser. Dies getraute ich mir, Ihnen zu beweisen, wenn Sie es verlangten.

Wissen Sie, mein Freund, warum ich Cronegks frühen Tod weniger bedaure, als ich wol sonst würde gethan haben? (Denn er hatte eine schöne Anlage zur empfindungsreichen Dichtkunst,) Weil, wo ich nicht sehr irre, der Verfasser des kurzen Ehrengedächtnisses, das

vor seinen Werken steht, in der Absicht, ihn zu rühmen, bekennt, daß er die letzten Jahre seines Lebens den englischen Dichtern so viel Geschmack abgewonnen, daß zu vermuthen stünde, er würde sich völlig darnach umgebildet haben. Dies thut mir sehr leid um einen Mann, der, wie der seel. Cronegk, eine ziemlich genaue Bekanntschaft mit den italiänischen und spanischen Dichtern hatte, und wirklich schon etwas vom Geiste dieser Dichter genährt war, wie verschiedne seiner artigsten Gedichte, unter andern Olynt und Sophronia, zeigen. Er muß einen noch sehr wenig festgesetzten Geschmack gehabt haben, wenn er, der die Schönheiten Ariosts, Petrarcas, Tassos und eines Metastasio kannte, dieselben wieder verkennen lernen, und sich von dem Flittergolde der Engländer verblenden lassen konnte. -- Halten Sie diese Ausschweifung meiner Passion für Italien zu Gute, liebster Freund!

Ich kehre wieder zurück auf Gellerten, dessen

sen Moral ich also nicht nur über die Youngische, sondern auch über die Moral der mehrsten unsrer Sittenlehrer setze, und zwar vorzüglich wegen des annehmlichen Tones, der darinn herrscht, wegen der Empfindung, womit Gellert seine Sätze vorträgt, und wegen der kleinen unterhaltenden Abweichungen von dem gewöhnlichen Schlendrian, die er sich zu Zeiten mit Behutsamkeit erlaubt hat. Dies machte ihn nun aber freylich noch nicht zu jenem Lehrer in der Moral, der das Ideal der Vollkommenheit ausfüllte, so man sich gewöhnlich von einem Manne bildet, welcher die Welt in Sitten unterweisen will.

Wir haben einen Schriftsteller, der zwar kein System der Sittenlehre geschrieben hat, aber nach meiner Meynung einer der nützlichsten und schönsten moralischen Dichter ist, die Deutschland hervorgebracht, ein Mann, der an Genie und Witz Gellerten weit hinter sich läßt, und ihm an Verdiensten um sein Vaterland mit Recht zur Seiten gesetzt werden

kann. Dies ist unser Schwift, Rabener, er, welcher mir die erste Gelegenheit gab, seines Freundes Gellerts Schwäche etwas genauer kennen zu lernen. Ja, mein Freund, die Satyren dieses Mannes hatten einen sehr wesentlichen Einfluß auf Deutschland, und reinigten dasselbe von einer solchen Menge Thorheiten, Vorurtheile und Irrthümer, als Gellerts Schriften nie gethan haben. Und eben dieser Mann ist es, dessen Tod ein unwiederlegliches Zeugniß ablegt, wie blind und undankbar die Nation handelt, wenn sie einem Gellert ihre ganze Verehrung, alle ihre Klagen widmet, und das größere Verdienst Rabeners, sein vortreflichers Genie und seinen originellern Geist ungepriesen vergißt.

Es ist nie ein Schriftsteller gewesen, der die Denkungsart und Sitten seiner Zeit so gut gekannt hätte, wie Rabener. Da war keine Thorheit, die für seinen Blicken verborgen blieb. Er spürte das Laster und den Irrthum in

ihren

ihren geheimsten Schlupfwinkeln aus, und das Vorurtheil fand auch in den heiligsten Freystädten keinen Schutz für seinen Spott. Aber das war ein Spott, der, wenn er Wunden schlug, auch gleich das heilende Salz bey sich führte, und eben so sehr das Zwergfell als die Galle erregte. Daher kams, daß ein jeder, der sich nur etwas über den gemeinen Mann erhob, sich schämte, Rabeners Satyren nicht in seiner Bibliothek zu haben; und, indeß die Söhne und Töchter des Hauses beim Gellert zärtliche Thränen vergossen, saß der weisere Vater bey seinem Freunde Rabener, und ließ sich lachend die schwersten Pflichten des Bürgers, des Ehemanns und des Hausvaters von ihm lehren. Ja, er war der Lieblingsschriftsteller des Publikums zu einer Zeit, da die Litteratur noch nicht ausgebreitet war; und der Mannigfaltigkeit, dem muntern Witze, und der Wohlredenheit seiner Schriften

hat man es zu verdanken, daß der gute Geschmack in Deutschland etwas allgemeiner geworden ist. Die Ignoranz, so an ihm den furchtbarsten Feind hatte, nahm durch seine unermüdeten Ausfälle wider sie immer mehr und mehr ab; auch fand das fade Winseln der sogenannten schöngeisterischen Seelen an seinen lachenden Spötterenyen ein mächtiges Hinderniß zur allgemeinen Ausbreitung. Warum fiel dem Freunde des Witzes, Kästnern, da er doch einmal seinen Einfall über Cicero gedruckt sehen wollte, nicht vielmehr Rabener, als Gellert, ein? Rabener ist viel geschickter dazu, ein klassischer Schriftsteller der deutschen Sprache zu heißen, als Gellert; denn es herrscht nach meiner Einsicht in seinem Styl gar nicht die Ausdehnung, die Einförmigkeit und Seichtigkeit, wie in den Gellertschen.

Glauben sie, mein Freund, daß ich zu viel zu Rabeners Lobe sage, so lesen sie das rühmliche Urtheil, welches Ramler in seinem Batteux von ihm fällt, ein Mann, der als ein wahrer Kenner auch nur das wahre Verdienst erheben kann. Ließe die Nation nicht der originellen Laune eines Michaelis Gerechtigkeit wiederfahren, von dessen vortreflichen Talenten ich wünschte, daß sie nicht mehr, wie bisher, zu kleinen witzigen Brochuren, sondern zu einem Werke angewandt würden, das wichtig genug wäre, um seinen Verfasser zu überleben; sähe die Nation, sage ich, dieses junge aufsteigende satyrische Genie mit mehr Gleichgültigkeit an, so wollte ich ihren Kaltsinn gegen Rabenern als eine veränderte Richtung des Geschmacks erklären, welcher, von der Neigung zum Zärtlichen verwöhnt, aufgehöret hätte, die männlichern Schönheiten eines Satyrendichters zu empfinden. Allein

sogar

sogar der Fidibus und Dreyers Scherze haben ihre Liebhaber; nur Rabenern trift das Loos, von niemanden gefeyert zu sterben. O lebt' er noch; ich wollt' ihn bitten, eine Abhandlung über das Sprüchwort: Undank ist der Welt Lohn, zu schreiben.

---

## Vierzehnter Brief.

Ich bin ihnen also mein Urtheil von dem, was Gellert zur Bildung des guten Geschmacks beygetragen, und von der ewigen Verehrung, worin er dieserhalb bey der Nation stehen soll, noch schuldig, und ich eile, um ihnen diese Schuld abzutragen.

Wenn man zur Bildung des Geschmacks einer Nation beytragen, oder derjenige Mann seyn will, den unser Publikum in Gellerten verehrt, nämlich einer, der die Barbarey vertreibt, und an deren statt Erleuchtung und Geschmack setzt; so gehört dazu nothwendig ein Mann von einem ganz außerordentlichen Genie, und wir haben aus allen möglichen Umständen gesehn, daß dies Gellert gar nicht war. Also könnten wir schon daraus schließen, daß er unmöglich diese Würkungen könne hervorgebracht ha-

haben, wenn es überhaupt ausgemacht wäre, daß sie würklich hervorgebracht worden sind. Allein dem ist nicht einmal so. Denn wie kann man zweifeln, daß der ansehnlichste Theil der Nation keinen Geschmack hat? Oder soll ich etwa die Beweise widerholen, und noch mehr ins Licht setzen? Die Leute, welche noch etwa Geschmack besitzen, sind solche, welche sich recht eigentlich auf schöne Litteratur gelegt haben, und durch die fleißige Lesung der Alten oder der besten Ausländer dazu gelangt sind. Diese aber haben warlich nicht Gellerten ihre Bildung zu danken. Die andern sind offenbar so ungebildet, und so unwissend in dem, was Schön oder nicht Schön zu nennen ist, daß sie auch von der geringsten Sache nicht einmal mit richtigem Gefühl urtheilen können, sondern das Alberne und Gute bloß zum Zeitvertreib durch einander lesen, und es aufs Gerathewohl gut oder

schlecht

schlecht finden, wenn ihnen nicht der zurechtweisende Journalist sagt, was sie gut oder schlecht finden sollen.

Ich kenne zwar eine Wirkung, die Gellerts Werke hervorgebracht haben, von der ich aber nicht weiß, wie hoch ich sie anrechnen soll. Es ist nehmlich durch sie der Geschmack am Lesen weit allgemeiner in Deutschland geworden, als vorher. Alles, was sich nur ein wenig über den Baurenstand erhebt, ließt anjetzt, und ließt vor allen Dingen Gellerts Schriften. Besonders sind sie die Favoritlektüre des schönen Geschlechts, und sie werden niemals auf dem Lande reisen, wo sie nicht in jedem Dorfe Gellerten in den Händen der Tochter des Herrn Pastors oder des Schulmeisters finden werden. Dadurch bilden sie sich, sagt man, den Verstand und das Herz. Ja, eingebildete Thörinnen voller Weisheit werden sie wol, die, wenn sie einen ehrlichen Landmann, Pächter,

oder andern Unstudirten zum Manne bekommen, dessen Geschäffte nicht gelitten haben, daß Gellerts Werke bis zu ihm haben dringen können, und der als ein handfester Junge lieber herumgelaufen ist, als Gellerten zu lesen, oder als Jüngling und Mann andre Geschäffte gehabt, und also die Fähigkeit, Bücher zu lesen, durch diese Vernachlässigung nicht erlangt hat, — einen solchen Mann klein achten, sich in ihrem Geiste über ihn setzen, seinen Umgang voller Barbarey und ekelhaft finden, und ihn entweder hofmeistern, oder eine unverträgliche Ehe mit ihm führen. Doch dies ist noch nicht das ärgste. Wenn sie nur nicht gar, aus Ekel für den Barbaren, der sie besitzt, und nicht fähig ist, ihren Werth zu empfinden, mit einer sogenannten zärtlichen Seele eine anfänglich platonische Herzensverbindung eingehen, die aber immer, wie man wol weiß, antiplatonisch aufhört. Das ist die Wirkung dieses Lesens, wel-

welches völlig unnöthig ist. Denn die Erziehung, die Begebenheiten und die Unterredungen, die immer von Gegenständen aus dem gemeinen Leben handeln, bilden das Frauenzimmer hinlänglich, und verschaffen ihnen bey der Feinheit des Gefühls, womit sie die Natur begabt hat, ohne die geringste Lektüre, Verstand, gesunde Grundsätze, und sogar Witz; ungerechnet, daß die meisten ohnedies schon ein fühlendes Herz haben.

Was hilft es denn nun aber, daß auf der Oberfläche von Deutschland 500000 Menschen mehr lesen, wenn sie ohne Geschmack lesen? Und lesen sie nicht ohne Geschmack, wenn sie Gellerten über alles setzen, und seine Schriften als die besten in Deutschland ansehen? Man wird sagen: diese verstehen sie, und andrer Dichter Werke verstehen sie nicht. Gut! wenn aber das Schlechte, was sie verstehn, allein der Gegenstand ihrer Bewunderung bleibt; was

entsteht da für eine Besserung in der Welt? Der einzige Unterschied, den ich darinn sehe, ist der, daß man sonst nichts las, und anitzt was schlechtes ließt. Der Geschmack der Nation ist dadurch nicht um ein Haar weiter, sondern vielmehr zurückgekommen. Denn es ist viel schwerer, von dem Schlechten aufs Gute zu gelangen, als das Gute kennen zu lernen und anzunehmen. Und wenn die unterste Classe der deutschen Leser diesen Einfluß von der Lektüre Gellerts allein fühlte; so möchte es noch hingehen; (denn dieser ihr Lesen könnte gar unterbleiben) aber er erstreckt sich auch auf solche, die billig lesen sollten, und deren Geschmack sich bilden könnte und müste. Denn sie bleiben entweder bey Gellerten stehen, und dann scheinet ihnen alles, was nicht platt ist, schwülstig und unverständlich. (Daher auch die Parthey der Klopstockianer und Antiklopstockianer entstand. Denn stellen Sie sich einmal vor, es hat Leute

gege-

gegeben, die dieses ganz originelle und wahrhaftig große Genie nicht goutirt haben, weil er von Gellerten abwich, welcher ihn auch selbst niemals schön gefunden, wie ich sicher weiß, und wie es sich auch leicht denken läßt.) Oder wenn sie von Gellerten auf andre Schriftsteller gehen, so geschieht es ohne Kenntniß jener wahren dichtrischen Schönheiten, die sie in ihrem Studio Gellerts unmöglich hatten kennen lernen, weil darinn keine sind. Alsdenn tappen sie, wie Blinde herum, und verfallen bald auf diese, bald auf jene Thorheit.

Wie sehr verlangt nicht Quintilian, daß man den Jünglingen immer gleich im Anfange die besten Lehrer, und die vorzüglichsten Schriftsteller in die Hände geben soll. Man tadelt es heut zu Tage, daß man den Kindern schlechte Kupfer in die Hände giebt, weil man dadurch alles Gefühl des Schönen verdirbt; und man kann gute Wirkungen davon erwarten, wenn

man ihnen den seichtesten aller unsrer Dichter und Schriftsteller in die Hände giebt, ja sogar als ein Muster anpreißt? Wie soll das Genie angeflammet, und das Gefühl des Schönen hervorgebracht werden, wenn nichts Schönes, nichts Geistreiches da ist? Glauben Sie, mein Liebster, daß die häufigen seichten Köpfe, die diese Zeither sich zu Dichtern aufgeworfen haben, und die vielen mißlungenen Versuche, von nichts anders als davon herrühren, daß die meisten dieser Dichter durch Gellerten den ersten Eindruck von Poesie bekommen haben. Dieser erste Eindruck war kalt, und das empfanden nachher alle ihre folgenden Uebungen. Ich preise sehr die Lobreden auf Tugend und Religion, die in Gellerts Schriften zu finden sind, und welche man aller Orten als Gründe anführt, diese zu erheben. Sie zeugen von des Verfassers vortreflichem Charakter, nicht aber von dessen Genie. Ueberdem hab' ich schon

gesagt, daß ich auch dieß alles ohne richtige Bestimmung, ohne gründliche Wahrheit in den Gedanken gesagt, und also von wenig Nutzen zur Erleuchtung eines Lesers ist, der sich diese beyden vortreflichen Gaben des Himmels daraus erwerben soll. Aber daraus entstand für den gesunden Verstand das Unglück, daß ein jeder glaubte, wenn in einem Werke nur Tugend und Religion angepriesen würden, es möchte geschehn, wie es wollte; so wäre das Werk gut. Dies ergriffen Gellerts Nachahmer, mehrentheils Stümper von Schriftstellern, die sich nach ihm bilden wollten, und schmierten das fadeste moralische Geschwätz in Prose und Versen zusammen, das sich nur denken läßt. Besonders schrieben sie Wochenschriften und dergleichen, und durch diese Nachahmer, die dem an Gellerts Schriften verwöhnten Publiko gefallen mußten, erstarb der Geschmack noch mehr. Kein andrer als dieser Ton brachte den

winselnden Nachtgedanken von Young eine günstige Aufnahme zuwege, an die der Professor Ebert soviel Talente und einen Fleiß verschwendet hat, daß man sich verwundern muß, wie er auf einen solchen Verderber des Geschmacks und der gesunden Vernunft gerathen ist. Ueberdies war Herr Ebert Gellerts Freund und Mitarbeiter an den Belustigungen gewesen; das war bekannt. Was nun von ihm kam, mußte auch in der Wahl ein vortreflich Buch seyn. Gellert lobte es noch dazu selbst. Dadurch wurden in Deutschland dem Bombaste, diesem tödtenden Gifte alles guten Geschmacks, die Thore eröfnet. Er erzeugte eine ungeheure Menge Nachahmer. Deutschland wurde davon überschwemmet. Eine scheußliche Mißgeburth über die andre kam heraus. Sie wurden gelesen; sie gefielen dem geschmackvollen Publiko recht wohl, indeß vernünftige Köpfe seufzten, und die Albernheit der Nation beklagten.

Diese und ähnliche Folgen haben Gellerts Werke und die unsinnige Liebe der Nation zu denselben gehabt. Wenn sie gemacht haben, daß man mehr gelesen hat; so ist man dagegen doch nicht um ein Haar geschmackvoller und gebildeter geworden. Und ich sage es Ihnen aufrichtig, daß ich glaube, außer dem gelehrten Theile der Nation, der sich dennoch wegen des Verfalls der alten Litteratur auch immer mehr und mehr verringerte, wäre der übrige in eine gänzliche Barbarey verfallen, und hätte allen Geschmack verloren, wenn nicht noch zu rechter Zeit die Litteraturbriefe erschienen wären, die dem Unglücke steuerten. Seitdem ist der Einfluß der Gellertomanie, wenigstens unter dem edlern Theile des Publici, minder merklich gewesen.

Indeß wird unsre Nation nicht eher viel gute Genies zeugen, und einen Haufen Kenner und richtigurtheilende Liebhaber der schönen Wissen=

senschaften hervorbringen, als bis sie weiß, welches ihre wahrhaften schönen Geister sind, und bis diese allein und gleich im Anfange den Jünglingen, um sich darnach zu bilden, in die Hände gegeben werden. Halten anders die Herren Erziehungsverbesserer nicht dafür, daß die Dichtkunst etwas unnützes, und es dem Staate gleichgültig sey, ob viel gute Genies in derselben aufsteigen, und es Leute giebt, die sie lesen und beurtheilen können; -- welches eine ziemlich böotische Denkungsart anzeigen würde -- so thäten sie sehr wohl, wenn sie darauf bedacht wären, einen guten Catalog unsrer Schriftsteller, oder vielmehr einige gute critische Schriften über dieselben zu veranstalten, damit die Nation wüßte, was sie hätte, und was sie ihren Jünglingen zu lesen geben sollte.

Leben Sie wohl!

## Ende des ersten Stücks.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mauvillon, Jakob, 1743-1794

Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend Ein Briefwechsel

Bd.: Erstes Stück

Frankfurt und Leipzig 1771

L.eleg.g. 253 sk-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574301-8
VD18 90681061